Polem.
1305 x

Polem.
1305 x

Der neueste Kampf

der

Symbol-Gläubigen

gegen das gute Recht

der

vereinigten Kirche der Pfalz.

Von

Pfarrer Hofer

in Weisenheim am Berg.

Neustadt a. d. Haardt.

Verlag von A. H. Gottschick.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Als ich das gute Recht unserer vereinigten Kirche gegen die offenen Briefe der Herren Schiller und Dalläus in dem Bewußtsein der protestantischen Pfälzer durch eine eigene Schrift*) zu beleben und zu befestigen suchte, mußte ich auf Erwiderungen gefaßt sein, und sie sind mir auch von beiden Herren geworden. Erwiderungen rechter Art führen eine Fülle von Berichtigungen und Verständigungen mit sich, zumal, wenn die Personen, wie billig, in den Hintergrund treten, und ohne jene zanksüchtige Rechthaberei, wie sie kleinen Seelen eignet, sowie fern von Verdächtigung der Gesinnung und des wissenschaftlichen Ernstes, vorzugsweise die Sache besprochen und einzig und allein im Dienste der Wahrheit und ihres Königs gekämpft wird. Auf solche Gegenschriften Rede zu stehen ist Freude und Gewinn. — Wo aber, wie es Herr Schiller thut, begonnen wird mit dem Motto: „Ihr aber seid Lügner;" wo den Hauptnerv der Entgegnung der Vorwurf des „Jesuitismus" bildet; wo die letzte Zeile noch den Gegner mit dem Kothe einer „baaren und unverzeihlichen Unwahrheit" bewirft, ohne daß auch nur der geringste Anhaltungspunkt zu einer Verständigung dargeboten wäre**): da bleibt nur übrig, eine solche Schrift als nicht geschrieben bei Seite zu legen; sie hat sich der Ehre einer Entgegnung unwürdig gemacht; denn, um hier ein Wort von Herrn Dalläus, dem Kampfgenossen des Herrn Schiller, zu gebrauchen, „die Schmähungen des Jesuitismus und verwandter Namen sind allzu abgenutzt und tragen das Gepräge der Verläumdung allzu offen an sich" [9].

---

*) Das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz. Landau, Verlag von Eduard Kaußler, 1846.

**) Vergl. das große Unrecht des Rationalismus, gegenüber dem guten Rechte der vereinigten Kirche der Pfalz, nachgewiesen von Johann Schiller, Pfarrer zu Herschberg. Speier 1846. (Titelblatt, Seite 25 und Schlußseite.)

Aber auch die Schrift des Herrn Dalläus *) ist nicht frei von ungerechten Anklagen und unrichtigen Darstellungen. Doch hat sie vor der des Herrn Schiller den großen Vorzug, daß sie sich auch oft mit wissenschaftlichem Ernste auf die Sache einläßt und darum eine Grundlage zu weiterer Besprechung, zu schärferer Fassung der Gegensätze oder zur Versöhnung darreicht. In dieser Beziehung verdient sie denn auch alle Beachtung und ich bedaure lebhaft, daß die Bekämpfungsweise des Herrn Dalläus mir nicht immer gestattet, von dieser ganz Umgang zu nehmen und mich bloß an die Sache zu halten.

Herr Dalläus bekämpft in seiner Schrift allen Rationalismus. Das Wort ist, vielfach entstellt, selbst in den Mund der Landleute unserer Pfalz eingedrungen, und es ist darum vor allen Dingen nothwendig, daß wir uns mit Herrn Dalläus über das Wesen des Rationalismus auseinander setzen.

Das Wesen des Rationalismus.

Rationalismus (von dem lateinischen Worte ratio, Vernunft) bezeichnet im Allgemeinen den Vernunftgebrauch in Sachen der christlichen Religion und der heiligen Schrift. Herr Dalläus sagt Seite 36: „Dieser Name deutet wie alle — ismen eine Verirrung an, bezeichnet also Mißbrauch der Vernunft, Vernünftelei.“ Schon, was hier über die Ismen gesagt wird, ist ganz unrichtig. Alle sollen eine Verirrung andeuten, also auch, um von Katechismus, Patriotismus 2c. ganz zu schweigen, Christianismus, Katholicismus, Protestantismus?? Es ist der Grundsatz, daß Rationalismus von jeher von dem fehlerhaften Ge-

*) Vergl. die Weise und das Wesen des sogenannten Denkglaubens, an zweien seiner neuesten Vertreter, Herrn Pfarrer Frantz und Hofer, evangelisch geprüft von P. C. Dalläus, evangelisch-protestantischen Pfarramts-Candidaten. Speier, Neidhard 1846. — In dem Augenblicke, da diese Zeilen in die Druckerei sollen, erhalte ich die Nachricht von dem Tode des Herrn Dalläus. Wäre seine Schrift eine gewöhnliche Schmähschrift, wie die des Herrn Schiller, so hätte ich meine Arbeit zurückgezogen. Aber um der Sache willen halte ich auch jetzt noch eine Besprechung jener Schrift für zweckmäßig, wiewohl allerdings jene Nachricht gar manche Aenderungen des Manuscripts veranlaßte.

brauche der Vernunft in der christlichen Theologie gesagt werde, eine derjenigen Behauptungen, welche am meisten Verwirrung und Zwiespalt herbeigeführt und die Brücke zur Versöhnung abgebrochen haben. Ich bekenne mich freudig zum Rationalismus, und verstehe unter diesem Namen den rechten Gebrauch der Vernunft.

Aber die Kirchenlehre will ja nichts Anderes, als die Vernunft in ihren wahren Rechten bestätigen, sagt Herr Dalläus Seite 36. Gut, welches sind diese Rechte? Die Kirchenlehre, heißt es Seite 34, welche die heilige Schrift als Glaubensnorm anerkennt, bezeichnet die Vernunft „als das Mittel und Werkzeug zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit.“ Darüber ist kein Streit. Denn nur mit der Vernunft vermag der Mensch den Schriftinhalt zu erforschen, zu ordnen und zu vertheidigen. Noch Niemand hat den Orthodoxen vorgeworfen, daß sie das alles der Feder oder der Hand zugetheilt, oder auch einem Blödsinnigen die Fähigkeit zum Bibelverständnisse zugesprochen hätten. Der Streit ist um den normirenden Gebrauch der Vernunft, darüber, ob, was die Kirche mit der Vernunft als Schriftinhalt ermittelt hat, nicht auch zu prüfen sei nach der Vernunft; ob eine Offenbarung, die von Gott kommt, Lehren enthalten könne, welche mit den Gesetzen und Grundsätzen der Vernunft, die doch gleichfalls von Gott gegeben ist, in Widerspruch stehen könne; ob in letzterem Falle die Vernunft sich dennoch blindlings als in unerforschliche Geheimnisse gefangen geben müsse, wenn sie nicht als ungläubig verschrieen werden wolle, oder ob das Widersprechende nicht vielmehr als irrige Auslegung oder als das Menschliche, Zufällige an der „gottmenschlichen“ Schrift zu überwinden sei. — Es hat Kirchenlehrer gegeben, welche gerade in der Widervernünftigkeit den wesentlichen Charakter der Göttlichkeit des Christenthums fanden, und deren Losung war: ich glaube, weil es absurd ist. Es hat auch Luther, wenn gleich im Widerspruche mit sich selbst, in seiner Erklärung des Galaterbriefes ausgesprochen: „Der Glaube ist also geschickt, daß er der Vernunft den Hals umdreht und erwürget die Bestie. Wie aber? Sie hält sich an Gottes Wort, läßet es recht und wahr sein, wenn es auch noch so närrisch und unmöglich lautet.“ Solche Behauptungen sind auch heute noch bei den Symbol-Gläubigen an der Tagesordnung, und wenn sie auch nicht mehr so grell aus-

gesprochen werden, werden sie nicht weniger scharf festgehalten und angewendet.

Dem und Aehnlichem gegenüber behaupten die Rationalisten auch den normirenden Gebrauch der Vernunft, und es entsteht hier mit Bezug auf die Einwendungen des Herrn Dalläus die Frage: Kann die Vernunft Norm, Maßstab der Beurtheilung, sein und in welcher Weise? Die eingehenden Erörterungen des Herrn Dalläus erlauben hier Anknüpfungen und Berichtigungen.

So muß ihm ohne Einschränkung zugegeben werden, daß des Menschen geistiges Wesen nicht bloß Vernunft (d. h. das Vermögen zu denken und zu erkennen im umfassendsten Sinne des Wortes), sondern zugleich auch Wille sei, d. h. das Vermögen, sich selbst zu bestimmen [25]. Es ist ferner zuzugeben, daß in Sachen der Religion (wie die Vernunft auf den Willen den entschiedensten Einfluß übt, so auch) „der Einfluß des Willens auf die Vernunft und ihre Erkenntnißthätigkeit von außerordentlichem Belange ist," wenn auch die aus diesem Satze gezogene Folgerung: „hier (in Sachen der Religion) glaubt der Mensch, was er will, hier thut der Mensch, was er will," höchst einseitig ist und von dem Herrn Verfasser selbst auf Seite 28 zum Theil wieder zurückgenommen wird. — Ich will auch mit Herrn Dalläus über die Erweiterung des Begriffes: Gewissen nicht rechten. Während dieses von Jedermann als die Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit im menschlichen Gemüthe betrachtet wird, erklärt es Herr Dalläus auch noch in einem weiteren Sinne als das „Vermögen der Ideen." So geflissentlich diese Erweiterung gegen den Sprachgebrauch gemacht ist, um die Vernunft, welche das Vermögen der Ideen *) ist, herabzudrücken, so wollen wir, wie gesagt, diese Erweiterung durchaus anerkennen. Das Gewissen, sagt derselbe nun Seite 26, steht der Vernunft und dem Willen als etwas Höheres gegenüber, es ist das unmittelbar Göttliche, das unmittelbare Leben Gottes in uns. Kraft des Gewissens nun, welches der unmittelbare göttliche Lebensgrund einer jeden menschlichen Persönlichkeit ist, ist dem Menschen alle höhere, insbesondere alle Gotteserkenntniß möglich. In dem Ge-

*) Das heißt: das Vermögen, das Vollkommene (die Idee) zu erkennen und zu empfinden.

wissen ruhen, nach der Sprache der Schule, alle Ideen (die Urbilder des Vollkommenen). Wie nun der Wille dazu bestimmt ist, diese Ideen zu vollziehen, so ist die Vernunft dazu geschaffen, die Stimme des Gewissens zu vernehmen.

Es entsteht hier die Frage: Ist das Gewissen, dieses unmittelbare Leben Gottes in uns, unmittelbar auch schon Gottesbewußtsein? Das ist der erste Punkt, wo Herr Dalläus im Unklaren ist. Er sagt sowohl (Seite 51), das Gewissen bilde erst eigentlich Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein, ohne doch dieses zu sein, oder es vermittle erst in der Vernunft das Gottesbewußtsein, als auch (auf der nämlichen Seite 27) das Gewissen sei das unmittelbare Bewußtsein des Göttlichen. — Aber wozu denn, wenn letzteres wahr ist, jene Vermittelung „in der Vernunft?" Wozu da überhaupt noch eine Vernunft, welche die Bestimmung hat, „das geistige Ohr zu sein für die Sprache des im Gewissen unmittelbar gegenwärtigen Gottes und das geistige Auge für das Licht, das von Gott durch das Gewissen ausstrahlt in eines jeden Menschen Herz?"— Nein, das Gewissen ist auch vom Standpunkte des Herrn Dalläus aus unmöglich schon ein unmittelbares Bewußtsein des Göttlichen. Denn, was entsteht, wenn die Vernunft der Offenbarung des Gewissens, so weit sie kann, sich entzieht, wenn in Folge der Sünde ihr Auge blöde, ihr Ohr taub wird? Dann erscheint auch, antwortet Herr Dalläus selbst [28], das Gewissen verdunkelt, und der Zustand der Herzensverfinsterung tritt ein. So ist denn auch mindestens sehr zweideutig, was Seite 26 war behauptet worden, daß das Gewissen der Punkt sei, wo jenes unmittelbare Leben Gottes für den Menschen „Licht" wird. Dieser Punkt ist vielmehr die Vernunft. Und nur darin hat Herr Dalläus Recht, daß das Denken dieses Gottesbewußtsein nicht verursache, die Vernunft die Ideen nicht erzeuge. „In der Vernunft," mit diesem richtigen Satze des Herrn Dalläus schließen wir das Bisherige ab, „offenbart sich Gott zunächst, aber durch das Gewissen."

Doch nicht dabei, fährt Herr Dalläus fort, darf stehen geblieben werden, was dieses oder jenes Volk, diese oder jene Zeit, dieser oder jener Schriftsteller für Anschauungen und Erkenntnisse mit ihrer Vernunft gewonnen haben, um von ihnen auszugehen,

nach ihnen zu prüfen und zu urtheilen. Die Vernunft muß sich fort und fort „in das innerste Wesen des Geistes, der aus Gott ist,“ vertiefen, und in ernster Betrachtung mehr und mehr der mahnenden Stimme des Gewissens lauschen, damit ihr nicht der Umfang und die Tiefe der vom Gewissen gemachten Forderungen, der Reichthum und die Herrlichkeit der im Gewissen ruhenden Ideen, noch der Ursprung jener Forderungen und dieser Ideen verborgen bleibe. Denn nicht aus sich hat der Mensch, was ihm an Gotteserkenntniß eigen ist, sondern Gott ist es, der im Gewissen spricht. — Auch hierin stimmen wir mit Herrn Dalläus überein; auch wir machen einen Unterschied zwischen dem, was er Vernunft und zwischen dem, was er Gewissen nennt; aber der Klarheit wegen fügen wir hinzu, wenn die Vernunft die Stimme Gottes im Gewissen vernimmt, so vernimmt sie doch nicht ein ihr Fremdes, Entgegengesetztes, sondern nur „das innerste Wesen des Geistes, der aus Gott ist.“ Wird dieses geleugnet und bei einem „ursprünglichen Gegensatze“ zwischen Vernunft und Gewissen [27] stehen geblieben, so ist das eben eine veraltete Anschauung aus Kant'scher Zeit; und es ergeht gerade an Diejenigen, welche Solches behaupten, die Forderung, sich immer mehr in das innerste Wesen des Geistes zu vertiefen, der aus Gott ist, um das aus dem Gewissen Vernommene als ein Göttliches zwar, zugleich aber auch als das Eigene zu wissen. Denn das Gewissen gehört ebenso sehr zum Begriffe des Menschen und seiner Persönlichkeit, als Vernunft und Wille.

Wenn aber auch nimmermehr (auch hierin stimmen wir mit Herrn Dalläus überein) das Gewissen aus dem Menschen vertilgt werden kann, so ist doch eine, aus verschiedenen Ursachen stammende, Verfinsterung des Herzens gegen dasselbe eingetreten. Beweis davon sind die Heiden. Zwar haben sie [27] erkannt, daß der Mensch ein unmittelbar gewisses Bewußtsein des Göttlichen in sich habe; aber dessen ungeachtet hat es auch in spätern, vieler Bildung sich erfreuenden, Zeiten der menschliche Geist nicht bis zur Erkenntniß einer heiligen Gottheit gebracht, dieselbe vielmehr herabgezogen in die Niedrigkeit sündlicher Schwäche und Thorheit. Darum hat sich Gott noch besonders (wenn auch auf dieselbe Weise, fügen wir hinzu, doch in höherem Grade und größerer Kraft) unter dem jüdischen Volke geoffenbart; und nach-

dem durch ein äußerliches Gesetz das tiefe Bedürfniß des menschlichen Geistes zum Bewußtsein gebracht und die Sehnsucht nach Befriedigung geweckt war, ist in Jesu Christo die volle Offenbarung Gottes erschienen und in der Thatsache seiner Erlösung aller Welt die wahre Befriedigung gewährt. Von dieser besondern geschichtlichen Offenbarung gibt uns die heilige Schrift Kunde. In ihrem Gesetze wird uns der gebietende und fordernde Wille Gottes, in ihrem Evangelium aber, als dem authentischen Berichte von der in Christo vollbrachten Erlösung und dem untrüglichen Urzeugnisse von der apostolischen Auffassung derselben [76], der verheißende und erlösende Wille Gottes verkündet. Wie die Vernunft die Offenbarung Gottes im Gewissen zu vernehmen hat, so hat sie auch die große Bestimmung, diese, in der heiligen Schrift enthaltene, besondere Offenbarung zu vernehmen; und wie „der Inhalt des in der heiligen Schrift geoffenbarten Gesetzes wesentlich kein anderer ist, als der des Gewissens, und beide zusammen zeugen und übereinstimmen“ [31]: so „kommt auch die innere Nöthigung, dem Evangelium zu glauben, nicht aus der Vernunft, sondern aus der Aussage des durch das Wort des Gesetzes unterstützten Gewissens; und der Beweis für die Wahrheit des Evangeliums wird dann, wenn der Inhalt desselben als vollständige Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses erkannt ist, geliefert sein“ (Seite 33). — Hören wir, bevor wir unsere Bemerkungen machen, noch den Schluß des Herrn Dalläus (Seite 33): „Es ist nicht anders, als ganz vernünftig, daß die Vernunft des Menschen, als eines beschränkten Wesens, gewisse Schranken anerkenne, über welche im Verstehen und Begreifen hinauszugehen, — nur höchste Unvernunft zu nennen wäre.“ Ganz gut. Welches sind diese Schranken? „Die letzten Gründe, oder die ersten Anfänge, die ursprünglichen Voraussetzungen der zu unserem Heile gewirkten göttlichen Thaten begreifen zu wollen, wäre vermessen, und hier ist das Gebiet, wo die Vernunft in Demuth Geheimnisse zu verehren und zu glauben hat, ohne zu schauen.“ — Ja, eingedenk der Worte Haller's: „In's Innere der Natur dringt kein geschaffener Geist“ — wird sie auch im Gebiete der Offenbarung, namentlich bei der Person Jesu Christi, „auf ein durchdringendes Begreifen verzichten, und da und dort mit der Erkenntniß sich begnügen, daß all' diese

Geheimnisse nichts Widervernünftiges und Unvernünftiges an sich tragen.“

Ich habe dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Wenn aber, nach Herrn Dalläus, die innere Nöthigung zum Glauben an das Evangelium im Gewissen des Menschen liegt, so geht doch, wie sehr er sich dagegen verwahre, auch ihm die innere Nöthigung von der Vernunft aus; denn erst in der Vernunft kommt ja das im Gewissen Liegende zum Bewußtsein des Menschen. Da nun zum Ueberflusse auch noch gesagt wird, daß all' diese Geheimnisse „nichts Unvernünftiges oder Widervernünftiges“ an sich tragen dürfen; ja, da für Herrn Dalläus das Gewissen offenbar nichts Anderes ist, als genau das, was die Rationalisten und der gewöhnliche Sprachgebrauch Vernunft nennt, nämlich das Vermögen der Ideen: was ist da seine Unterscheidung Anderes, als ein leerer Wortstreit, eine letzte, verzweifelte Ausflucht, die Vernunft als Maßstab zu beseitigen? Denn sonderbar genug nimmt es sich doch aus, wenn man bei all' diesen Zugeständnissen noch glauben kann, den normirenden Gebrauch der Vernunft, oder weil man das Gewissen zum höchsten Richter im Menschen macht, damit das Richteramt der Vernunft verworfen zu haben. — Und wenn Herr Dalläus auch darin Recht hat, daß der Inhalt des Evangeliums nicht bloß Offenbarung der Wahrheit, sondern die vollständige Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses in religiöser Beziehung ist, und daß die Vernunft ihr erhabenes Amt, es mit Hilfe einer geordneten Verstandesthätigkeit zu einem rechten Wissen zu bringen, nur dann wohl auszurichten vermöge, wenn sie einestheils sich beschränkt, Gottes Stimme in der innern und äußerlich veranstalteten Offenbarung zu vernehmen und zu verstehen, wenn aber anderntheils auch der Wille der Zucht des Gesetzes und der heiligenden Kraft des Evangeliums sich nicht entzieht: so muß mir Jeder, auch der Befangenste, zugeben, daß das alles schon im „guten Rechte“ Seite 15 klar und deutlich von mir in den Worten ausgesprochen ist: Erst muß der Mensch die erleuchtende, heiligende und beseligende Kraft des Schriftwortes erfahren haben, ehe er ein Urtheil sich erlauben darf über Form und Inhalt der heiligen Schrift. Und wenn Herr Dalläus zugibt, um dieses erfreulichen Zugeständnisses noch einmal zu gedenken, alle Geheimnisse der Offen-

barung dürfen nichts Widervernünftiges und Unvernünftiges an sich tragen, und die innere Nöthigung zum rechten Glauben komme aus dem Gewissen, also aus dem Innern des Menschen: hat er damit wirklich etwas Anderes gesagt, als was ich schon Seite 4 des „guten Rechtes" vorangestellt hatte: Der Rationalismus will nichts als Wahrheit anerkennen, was nicht die Macht hat, sich vor der erleuchteten Vernunft als solche zu beglaubigen.

Ich bin ihm hier, wie Seite 35 gesagt wird, unklar. „Was ist," so fragt er, „erleuchtete Vernunft? Wodurch soll die Vernunft erleuchtet werden? Durch Gottes Wort etwa? Nun, das wäre nirgends, als in der heiligen Schrift zu suchen. Es müßte also die heilige Schrift die Vernunft erst in den Stand setzen, das Wahre vom Falschen in der heiligen Schrift auszusondern, z. B. aufzufinden, wo eine Stelle die andere verneint. Das ist aber unmöglich; denn wie soll die nach den von Herrn Hofer zwar nur höchst schüchtern gemachten Andeutungen auch Unwahres enthaltende Schrift dazu geeignet sein?" — Nun, was hatte ich von der **heiligen Schrift** behauptet und welche Ausstellungen macht Herr Dalläus Seite 31 ff. dagegen? Ich hatte Seite 10 gesagt, die heilige Schrift sei nicht wie ein aus Einem Guſſe herausgearbeitetes, streng gegliedertes Gesetzbuch. Nun setzt Herr Dalläus dafür die Worte: „Ein gegliedertes Ganze," und macht darüber seine Bemerkungen. Er widerlegt also nicht das, was ich gesagt habe, sondern Etwas, was ich nicht gesagt habe, und was mir nie eingefallen war, der heiligen Schrift abzustreiten. — Ich hatte ferner gesagt, die heilige Schrift sei ein aus vielen einzelnen Schriften, deren Abfassungszeit oft um viele Jahrhunderte aus einander liege, zusammengesetztes Buch. Während das Frühere in derselben durch das Spätere allerdings nach einer Seite hin bestätigt werde, werde es nach der Andern ebenso sehr verneint und weiter geführt. — Dieses „verneint" namentlich erregt bei Herrn Dalläus großen Anstoß. Verneint denn aber nicht z. B. die Stelle Apostelgeschichte 10, 9—16 die Speiseverbote des alten Bundes? Verneinen nicht die Erklärungen Christi über den Sabbath und noch mehr die des Apostels Paulus, Röm. 14, 5; Gal. 4, 10; Col. 2, 16, die Sabbathstrenge, ja das ganze frühere Sabbathgebot? Verneint nicht besonders der Hebräerbrief den ganzen alt-testamentlichen Opfer-

kultus? Führt nicht das Evangelium überhaupt durch die bedeutendsten Verneinungen hindurch das Gesetz weiter, so daß selbst Paulus mit Beziehung auf das alte Testament vom Berge Sinai, Gal. 4, 30, sagen konnte: „Stoß die Magd hinaus mit ihrem Sohne; denn der Magd Sohn soll nicht erben mit dem Sohne der Freien.“ Und steht nicht dieser Ausspruch des großen Apostels wenigstens „unvermittelt“ neben dem Ausspruche des Erlösers: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstab, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöset, und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreiche ꝛc. (Matth. 5, 17—19). Ich hatte, um nur das von Herrn Dalläus Gerügte zu berühren, gesagt, die Abfassungsweise, ja der Inhalt der biblischen Schriften sei bedingt durch die Persönlichkeit der Verfasser und trage das Gepräge der Zeit, der Nation und des Orients. Alle diese und ähnliche Verhältnisse müßten aber bei Ermittelung des eigentlichen Schriftinhalts berücksichtigt und festgestellt werden, wenn man die Gefahr vermeiden wolle, blos Zeitlichem oder Oertlichem oder Persönlichem die Bedeutung des Ewigen zuzuweisen. — Das kann nun alles Herr Dalläus nicht leugnen; um jedoch Etwas zu sagen, tadelt er mich Seite 38: „ich sei schnell mit der Scheidung von Zeitlichem, Oertlichem, Persönlichem und Ewigem fertig,“ als ob ich hier etwas Anderes, denn eine bloße Andeutung hätte geben wollen. Wird von ihm einer solchen Scheidung widersprochen? Keineswegs! Es wird nur entgegnet, es sei wohl zu erwägen, wie der geschichtliche Leib der evangelischen Wahrheit von dieser nicht sobald zu trennen sei; Herr Dalläus verwahrt sich nur gegen eine „leichthin“ gemachte Scheidung. Nun freilich, diese Scheidung erfordert viel Arbeit, Besonnenheit, Ernst und christliche Einsicht. Aber gemacht muß sie werden. Wer macht sie? Die Vernunft. Wer setzt sie dazu in den Stand? Die heilige Schrift. Wäre dieses unmöglich, wie wirklich behauptet wird, vermöchte die heilige Schrift, weil sie auch Zeitliches, Zufälliges und Vergängliches in dem gewaltigen Strome ihrer ewigen Wahrheit und ihres göttlichen Lebens führt, vermöchte sie darum nicht die Vernunft in den Stand zu setzen, den Kern von seiner Schale zu unterscheiden und zu lösen: so hätte alle Theologie und alle Auslegung, ja jede Wirksamkeit der heiligen Schrift, ein Ende, und

ein Julius Müller z. B. wäre nicht mehr im Stande, über die biblische Lehre von der Sünde ein Urtheil zu fällen, weil er in der Erzählung vom Sündenfalle nur einen historischen Grundstock anerkennt, ohne den geschichtlichen Charakter aller einzelnen Züge jener Erzählung vertreten zu wollen; oder weil er sich durch das Ansehen von Hebr. 6, 3—6 von einer gerade entgegengesetzten Ansicht nicht zurückhalten läßt, sondern bestimmt erklärt, die Darstellung eines Apostelschülers könne nur deuterokanonisches Ansehen haben*).

Die heilige Schrift ist und bleibt uns alleiniger Glaubensgrund, alleinige Lehrnorm; aber damit sie dieses sein könne, muß sie lebendig geworden sein im menschlichen Geiste. Auf allen Gebieten des Erkennens und Lebens hat ja der Mensch nur in dem Maße ein tüchtiges Urtheil, in welchem er seinen Gegenstand durchdringt und von ihm durchdrungen wird. Es kann nicht anders sich verhalten bei der heiligen Schrift. Und da diese Schrift eben eine heilige ist und ihr Gesammtinhalt gegen die Bekämpfung der Sünde geht: so ist ihr rechtes, volles Verständniß nur bei wahrhaft bußfertiger Bekehrung, d. h. nur da möglich, wo die Sünde in ihrem Wesen, in ihrer Herrschaft, in ihrem Verderben erkannt und im Prinzipe wenigstens jene Herrschaft überwunden ist. Nur einem heiligen Sinne erschließt sich das Heilige; nur das Verwandte versteht das Verwandte; Köhler und Bleicher mögen nach Herder's Allegorie nicht bei einander wohnen. — Eine Wechselwirkung findet statt; erst muß die Schrift ihren Einfluß auf den Menschen geübt und Herz und Wille und Vernunft durchdrungen haben; aber die Vernunft ist es, welche allein, wenn auch abhängig von Herz und Wille, die heilige Schrift erkennt. Doch auch von dieser Seite ist ein rechtes Verständniß nur dann möglich, wenn die Vernunft nicht sklavisch der äußeren Autorität der Bibel und ihrem Buchstaben unterworfen bleibt, und schon deßhalb glaubt, weil die heilige Schrift es sagt. Die Vernunft muß, nachdem sie den Inhalt der heiligen Schrift zu ihrem Inhalte, zu ihrem Eigenthume gemacht hat, diesen Inhalt auch in seiner Vernünftigkeit, in seiner inneren Kraft und Herrlichkeit er-

---

*) Siehe Julius Müller, die christliche Lehre von der Sünde. II. 472 ff. und 576.

kennen und so in wachsendem Maße fähig werden, Wesen und Form, Geist und Buchstabe (Joh. 6, 63), Bleibendes und Vergängliches an dem Worte der Schrift zu scheiden. Ist die Vernunft auch zuerst die Magd, oder besser das Kind der heiligen Schrift, wie ja alle Erkenntniß mit der Unfreiheit und Kindheit, d. h. mit der Hingabe an eine entgegentretende Autorität anhebt, so muß die Magd doch zur freien Schwester, das Kind zur mündigen, selbstständigen Tochter werden, welche nicht gehorcht, weil sie muß, sondern, weil sie liebt. Nicht die Schrift ist darum in ihrer Aeußerlichkeit der oberste Maßstab, noch weniger die Vernunft, sondern die in den Geist aufgenommene Schrift, die christliche Vernunft; und es bedarf kaum der Andeutung, daß dieses Geschäft der gegenseitigen Zusammenschließung ein fortwährend zu geschehendes wie für den Einzelnen, so für die Gesammtheit sein muß. Erst in dem Maße, in welchem der christliche Geist, die selbstständige, freigewordene Persönlichkeit in freier Liebe sich mit der heiligen Schrift, als der authentischen Urkunde des ursprünglich und wahrhaft Christlichen in Verbindung setzt, um an ihr als christliche sich fortwährend zu erkennen und an ihr als Norm das eigene Christenthum fortwährend zu erweitern und zu verklären: erst in dem Maße werden alle Widersprüche sich lösen, aller Zwiespalt zwischen Vernunft und heiliger Schrift sich versöhnen. — Nichts Anders hatte ich auch im guten Rechte behauptet (Seite 15), und es ist unerfreulich, wenn mir (Seite 40) von meinem Gegner vorgeworfen wird, ich hätte „geflissentlich" Ausdrücke, wie „christlicher Geist" 2c. gemieden und nur von „Vernunft" und „erleuchteter Vernunft" geredet. Gerade da, wo ich Seite 15 und 16 des guten Rechtes über das Verhältniß der Vernunft zur heiligen Schrift zu reden hatte, also nicht etwa gelegentlich oder zufällig, sondern gerade an der Stelle, welche eine unbefangene Widerlegung nicht übersehen durfte, gerade da hatte ich von „dem christlichen Bewußtsein," von „dem christlichen Geiste," von „der christlichen Vernunft" ausdrücklich geredet.

Ich weiß es wohl, durch manche Erscheinungen ist der Name Rationalismus bei Vielen so unbeliebt, daß sie gerne diesen Namen vermeiden, wiewohl sie sein Prinzip festhalten, wie z. B. auch Dorner thut. Zwar stimmt dieser ausgezeichnete Forscher

in das Geschrei des großen Haufens über die Verwerflichkeit des Rationalismus nicht ein; er erkennt seine Zweifel für berechtigt an; die Wahrheit vollzieht ihm Beides, die Niederreißung des ungenügenden Alten und die Aufbauung des Neuen; durch Vernichtung hiedurch muß sie sich schöpferisch erweisen. Solche rechtmäßige Ueberwindung des Zweifels, durch Aufnahme desselben in das Denksystem, ist ihm die des Protestantismus würdigste, wenn auch die schwerste That*). — Ja, er eignet sich das Prinzip des Rationalismus förmlich an; nur nennt er es nicht Rationalismus, sondern Subjektivität. Was bildet denn aber das Höchste im Subjekte nach der Seite des Erkennens? Nichts Anderes als die Vernunft. Und wenn Dorner (Seite 188) sagt: „Das Wesen der Subjektivität ist, gar nichts Aeußerlichem, so lange es ein bloß Aeußerliches ist, Werth, Autorität zuzuerkennen; —

*) Vergl. die Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi. Stuttgart 1839, Seite 303 ff. Herr Dalläus tadelt mich, daß ich Dorner zu einem Verfechter des Rationalismus mache; ja, er spricht mir deshalb Seite 46 »ein gutes Gewissen« ab, weil ich nicht auch gesagt hätte, daß Dorner jene Zweifel des Rationalismus »einen Stachel im Bewußtsein, gleichsam einen an dem innersten Leben der Kirche nagenden Wurm,« genannt habe; als ob nicht diese Worte gerade gegen die Orthodoxen gerichtet wären und ihnen damit die Forderung einer rechtmäßigen Ueberwindung des Zweifels (im Gegensatze der bisherigen meist unwahren Bekämpfung, Beschimpfung und vornehmen Uebersehung) recht nachdrücklich eingeschärft werden sollte. — Wenn Herr Dalläus weiter schreibt: »Aus dem Rechte überwunden zu werden, folgert Herr Hofer für den Rationalismus flugs das Recht zu bestehen und nennt den Zweifel des Rationalismus gleichberechtigt mit der substantiellen Macht der Wahrheit in der Kirche,« so nennt Dorner ausdrücklich die Umwandlung des bisherigen Denksystems »ein Werk, in welchem schwer zu sagen ist, ob dem Zweifel oder ob der substantiellen Macht der nie untergehenden Wahrheit mehr Arbeit zufällt« (Seite 303). — Wenn endlich Herr Dalläus mir die Frage stellt, warum ich die genaue Anführung der Citate aus Dorner unterlassen habe, so muß ich bekennen, dieses gethan zu haben, weil die Verfasser der beiden offenen Briefe vielfach ein Gleiches gethan hatten, und ich dieselben im Verdachte haben mußte, daß sie die von ihnen citirte Schriftstellermasse nicht gelesen hätten; ein Verdacht, der auch bei Herrn Schiller (siehe Seite 6 seines großen Unrechtes) sich als begründet gezeigt hat. Er gibt seinen Gewährsmann, ohne auch nur einen Rechtfertigungs-Versuch zu machen, willig und vollständig auf.

und was absolut über die Vernunft (nicht die jeweilige, empirische, sondern die Vernunft an sich) zu sein vorgibt, das muß ihr eben darum schon wider die Vernunft, unwahr sein;" — oder (Seite 247): "Wer wollte nicht freudig die Tage der Reformation begrüßen, wo der Geist die Bahn sich öffnete, fessellos und frei das zunächst bloß Ueberlieferte und auf äußerer Autorität Ruhende nach seiner inneren, auf sich selbst sich stützenden Macht und Wahrheit zu erkennen und ihm einen ewigen, unverlierbaren Sitz in den innersten Kammern des Geistes aufzuschlagen. Durch Nichts als durch die innere Macht der Wahrheit will der protestantische Geist sich binden lassen;" — wenn er endlich (Seite 375) die Subjektivität "dieses Edelste, dieses Kleinod des Protestantismus" nennt: kann man, auch ohne seine Schrift über das Prinzip des Protestantismus hinzunehmen, anders urtheilen, als daß Dorner dem Prinzipe des Rationalismus nicht bloß Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern ihm förmlich huldigt. Freilich will Dorner, wie keine einseitige Objektivität, so auch keine einseitige Subjektivität, sondern eine solche, welche aus innerem Triebe der höhern Autorität, wo sie ihr begegnet, freudig huldigt, und ich glaube seinen Standpunkt richtig erkannt zu haben, wenn ich ihn als den eines objektiven Rationalismus bezeichne.

Seite 42 und 43 läßt Herr Dalläus eine Geschichte des Rationalismus folgen. Ob man eine Geschichte des Rationalismus geben kann, ohne die Dogmatiker der Rationalisten (Wegscheider, Röhr, Bretschneider, Hase, de Wette, Bruch ꝛc.) auch nur zu nennen, mag der Leser entscheiden. Da mit kurzen Andeutungen hier nichts gethan ist und meine gegenwärtige Aufgabe mir ein langes Verweilen bei diesem Gegenstande nicht erlaubt, so will ich aus jener Geschichte hier nur die erneuerte Behauptung hervorheben, "daß Winer ohne Hehl Kirchen- und Schriftlehre als übereinstimmend anerkenne" (Seite 43). — "Fragt nun Herr Hofer, so wird weiter gesagt, warum Winer dennoch im Herzen Rationalist sei, so ist die Antwort: Weil ihn das Ansehen der heiligen Schrift nicht bindet; und fragt er weiter, warum die Orthodoxen nicht alle Ansichten von Winer annehmen, so lautet die Antwort umgekehrt: weil diese durch Gottes Wort in ihrem Ge-

wissen wirklich gebunden sind. Aergert sich aber Herr Hofer, daß die Rationalisten immer in Gefahr seien, von obigem Ausspruche Winer's zu Boden geschlagen zu werden, so ist das ein Zeugniß von der wirksamen Wahrheit eines offenen, rückhaltlosen Wortes, das darum nicht verschwiegen, sondern recht oft allen Freunden des Lichts vorgehalten werden muß." Ich habe weder so gefragt, wie Herr Dalläus mich fragen läßt (die durchschossenen Worte [16] sind nicht von mir), noch hat Winer gesagt, was ihm hier in den Mund gelegt wird. Das Wahre an diesem vielfach gemißhandelten Ausspruche Winer's ist Folgendes: In der Vorrede zu seinem Galaterbriefe, pag. V und VI, hat derselbe gesagt: "die ältern Erklärer haben den Zusammenhang der Gedanken oft schärfer erkannt und die sachlichen Begriffe sorgfältiger entwickelt" *). Aus dieser Stelle, die nicht von der Kirchenlehre, sondern nur von den ältern Erklärern spricht, auch begreiflicher Weise sich nur auf die Erklärung des Galaterbriefes bezieht, hat man den Gedanken herausgebracht und als Winer's Ausspruch verkauft, "daß das Resultat einer richtigen Exegese, die den Autor anders nichts sagen läßt, als er sagen will, immer wieder, auch nach vielfachen Verirrungen, zu derjenigen Auffassungsweise des Schriftinhaltes zurückkehren werde, die schon die Reformatoren und lange vor ihnen alle bessern Väter der Kirche zu Tage gefördert und gepflegt haben" **), oder, wie wir vorhin vernommen haben, "Kirchen- und Schriftlehre sind übereinstimmend." — Ich enthalte mich darüber jeder weitern Bemerkung.

Herr Dalläus nennt meine oben vorgetragene Ansicht [24] einen subtileren Rationalismus, will sich aber im Interesse der Klarheit an die geschichtliche und wirkliche Erscheinung des Rationalismus halten, wie er z. B. in Wegscheider's oder Bretschneider's Werken vorliegt. Ich könnte dieses zwar ablehnen mit der Bemerkung, daß ich keine bestimmte Form des Rationalismus, sondern lediglich dessen Prinzip vertreten habe. Doch kann ich mich für meine Ansicht getrost auf den so vielfach

*) Wörtlich heißt die Stelle also: Aliorum interpretum, antiquiorum inprimis (qui sententiarum nexum saepe acutius perviderunt rerumque notiones religiosius explicuerunt) opiniones, antequam scriberem, examinavi omnes.

**) Vergleiche Seite 6 und 7 des guten Rechtes.

geschmähten, aber nicht gelesenen Bretschneider berufen, der in seinem Handbuche der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche (I., 216 ff., vierte Auflage) mit großer Klarheit und Gründlichkeit in der Hauptsache fast alles dasjenige bereits gesagt hat, was wir bis jetzt an der Hand des Herrn Dalläus mit einander besprachen.

Es war aber einseitig, fügt Bretschneider noch Seite 237 hinzu, wenn man bloß das Verhältniß der Offenbarung zur Vernunft und nicht zum menschlichen Erkenntnißvermögen überhaupt betrachtete. Es muß auch ein Verhältniß der Offenbarung zur Erfahrungserkenntniß geben. Die Offenbarung darf auch der Prüfung nach den Ergebnissen der erfahrungsmäßigen Wissenschaften nicht entzogen werden. Denn, wie das ganze Reich der Vernunft eine Schöpfung Gottes ist, so auch das Reich der Natur. Alles Wahre in der Natur ist daher ein göttlich Wahres und kann folglich mit einer göttlichen Offenbarung an unsern Geist nicht im Widerspruche sein, weil es in Gott keine sich widersprechende Wahrheiten geben kann. — Hören wir auch noch die Antwort, die Bretschneider auf die Frage gibt: Ob die Offenbarung über die Schranken des menschlichen Erkenntnißvermögens hinausgehen und Unbegreifliches enthalten, oder ob sie selbst mit der menschlichen Erkenntniß in Widerspruch treten könne?

„Man muß zugeben, antwortet er Seite 243 ff., daß die Offenbarung Wahrheiten mittheilen könne, die für uns auf keinem Wege beweisbar sind, weil man sonst von dem anmaßenden Satze ausgehen würde, der Mensch vermöge alles Wahre zu erkennen und zu beweisen. Nur verstehbar muß der Inhalt der Offenbarung für uns sein und nichts Widersprechendes enthalten. Dieses ist die einzige Einschränkung, welche die Prüfung einer an uns geschichtlich gekommenen Offenbarung erleidet, daß sie Unbeweisbares enthalten könne, das jedoch kein Unfaßbares, kein Widersprechendes sein darf, sondern sich an das anerkannt Wahre anschließen muß. — Wer den Maßstab des Wahren, den uns Gott selbst in der Natur unsers Geistes und dessen Gesetzen und in der Natur der Dinge als Aussteuer für das Leben mitgegeben hat, wegwirft, der hat gar kein Kriterium der Wahrheit mehr und greift in Finsterniß auf gut Glück herum. Keine historisch an uns gekommene besondere göttliche Offenbarung kann

aber gewisser sein, als dieser erste Maßstab der Wahrheit, den uns der Schöpfer aller Dinge unbezweifelt gegeben hat."

Wir sind zu Ende mit unsern Auseinandersetzungen über das Wesen des Rationalismus. Wer sich noch näher unterrichten will, den verweisen wir auf die ziemlich populär gehaltenen, vortrefflichen "Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben. In Briefen von Dr. F. F. Bruch. Straßburg 1845, 2 Bände." Hier wird man namentlich im ersten Theile, im dreizehnten Briefe, eine genügende Auseinandersetzung über Vernunft und Offenbarung finden. — Nein, der Rationalismus ist kein unberechtigter Eindringling in die protestantische Kirche, so Manches er auch, durch die heftigen Angriffe der Symbol-Gläubigen gereizt, verschuldet haben mag. Er hat die herrlichsten Früchte getragen und die gesammte theologische Wissenschaft ist durch ihn in unsern Tagen einer Wiedergeburt entgegengeführt. Jetzt hört man auch auf der andern Seite von Fortschritt reden, und was noch wichtiger ist, der Fortschritt wird gemacht. Diesen Fortschritt haben wir nunmehr in Beziehung auf die Schrift des Herrn Dalläus an der Lehre von Christi Person und seiner Versöhnung nachzuweisen.

Die Lehre von Christi Person.

Die Fortschritte, welche Sartorius hier versucht hat, wollen noch wenig sagen. Wichtiger sind die von Consistorialrath Dorner in Königsberg und von dem Erlanger Professor Thomasius gemachten, wiewohl Letzterer das alt-kirchliche System noch vielfach gegen den Ersteren in Schutz nimmt. Die folgenden Zeilen werden sich um so mehr auch auf die "Beiträge zur kirchlichen Christologie" von Thomasius beziehen müssen, als Herr Dalläus, mit dem wir es hier zunächst zu thun haben, ihnen in seiner Auseinandersetzung fast gänzlich gefolgt ist.

Im Anschlusse nun an das bereits über das Gewissen und die Persönlichkeit des Menschen oben Erörterte spricht sich Herr Dalläus weiter also aus: Schon der natürliche Mensch ist

(Seite 20) nach dem ewigen Ebenbilde Gottes geschaffen und nach Joh. 1, 4, Apostelgesch. 17, 27, ist Gott im Gewissen wesentlich demselben gegenwärtig. Das Gewissen ist der göttliche Lebensgrund des Menschen, das Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein bildet, ohne doch dieses selbst zu sein; und erst, indem das menschliche Denken und Wollen sich hinwiederum in jenen göttlichen Lebensgrund hineinbildet, gewinnt es seine Bestimmtheit und seinen vollen Inhalt [51]. Während also die Persönlichkeit ganz auf die Seite des geschöpflichen Lebens fällt [siehe Thomasius, Seite 88], ist jener göttliche Lebensgrund ein wesentlich göttliches Leben, aber dennoch ein nothwendiger Bestandtheil des menschlichen [Thomasius, 92].

So schon beim natürlichen Menschen. Ganz anders noch beim Wiedergebornen. In jedem Gläubigen lebet und wirket ja Christus (Gal. 2, 20), und der Vater und der Sohn will ja im heiligen Geiste in jedem Herzen Wohnung machen (Joh. 14, 23), [siehe Seite 21]. — Es läßt sich auf dem Stande unsers gegenwärtigen Bewußtseins auch gar nicht bestimmen, bis zu welchem Grade eine Mittheilung der göttlichen Herrlichkeit an den menschlichen Geist möglich sei, ohne die Grenzen der geschöpflichen Persönlichkeit aufzuheben [Thomasius, 89]. Aber dessenungeachtet wissen wir, daß uns eine Erkenntniß Gottes bestimmt ist, vermöge deren wir ihn so erkennen werden, wie wir von ihm erkannt sind (I. Cor. 13, 12); eine Liebe, in welcher sein heiliger Wille der Wille unserer eigenen geheiligten Persönlichkeit sein wird; eine Theilnahme an seiner Macht, kraft deren wir mit ihm oder Er durch uns die Welt beherrschen wird. So Thomasius Seite 89. Ja Seite 113 geht er noch weiter. Vollkommenes göttliches Wissen, absolute Macht und Lebensfülle kann das Wesen des menschlichen Geistes nicht aufheben; „wir dürfen nie vergessen, daß unser Geschlecht ursprünglich zu einem Machtbesitz und zu einer Herrschaft berufen war, von deren Umfange wir kaum mehr eine Ahnung haben, vergleiche 1. Buch Moses 1, 26 mit Ps. 8.“ Auch die Allgegenwart liegt schon in dem allgemeinen Wesen des Geistes, welcher an die Schranken des Raumes nicht gebunden ist; und wie das Licht in Einem Augenblicke die weitesten Regionen durchdringt, ohne deßhalb Geist zu sein, so widerstreitet auch der Natur des

Leibes eine freiere und ungebundenere Gegenwärtigkeit nicht im mindesten *).

Das ist die Grundlage, auf welcher Thomasius und Herr Dalläus ihre Christuslehre aufbauen. Wie Gott nämlich, nur in geschöpflicher Beschränktheit (relativ), der Lebensgrund einer jeden menschlichen Persönlichkeit ist, so hat sich auch der Sohn Gottes in vollkommener Weise (absolut) zum Lebensgrunde einer menschlichen Persönlichkeit gemacht [Dalläus, 51]. Hier wie dort ist also Gott der Lebensgrund der menschlichen Persönlichkeit; hier wie dort fällt die Persönlichkeit auf die menschliche Seite. Der Unterschied ist nur der, daß jenes bei Christus in vollkommener Weise, bei den übrigen Menschen in geschöpflicher Beschränktheit geschieht.

Stellen wir uns vorläufig ganz auf die Seite der Symbol-Gläubigen und fragen wir sie, wie ist es möglich, daß die zweite Person der Gottheit, also der seiner selbst sich bewußte und persönliche Gott, der in der Fülle seines göttlichen Lebens und seiner Macht und Herrlichkeit steht, sich zum Lebensgrunde einer menschlichen Persönlichkeit mache, ohne diese sofort aufzuheben und zu einer bloßen Scheinpersönlichkeit herabzusetzen? Die Antwort lautet: Er entäußerte sich selbst. Fragen wir weiter, wessen hat er sich entäußert, was hat er bei seiner Menschwerdung abgelegt, so sagt uns Herr Dalläus, Seite 18 und 50: Es muß hier zwischen Wesensbestimmungen und Eigenschaften Gottes im engern Sinne unterschieden werden. Die Wesensbestimmungen bezeichnen das Sein Gottes in sich, abgesehen von der Welt „das göttliche Leben und die heilige Liebe;“ die Eigenschaften Gottes aber bezeichnen das Verhalten Gottes in Beziehung auf die Welt, in welcher sich Gott als allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ꝛc. offenbart. Diese Eigenschaften, welche nicht nothwendig zu seinem Wesen gehören, weil man sonst auch die Welt verewigen müßte, nennt die heilige Schrift die göttliche Herrlichkeit oder die göttliche Gestalt. — Dieser Herrlichkeit hat sich der Sohn entäußert in seiner Erniedrigung, ohne sich jedoch seines göttlichen Wesens zu entäußern. So

*) Doch sagt Thomasius noch ausdrücklich, „eine unbedingte Allgegenwart legen auch wir dem verherrlichten Leibe des Erlösers nicht bei.“

hat also der Sohn bei seiner Menschwerdung bloß seine Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart dahingegeben, und nicht bloß ihren Gebrauch, sondern (darin erkennt Herr Dalläus noch weiter den entscheidenden Schritt, der gethan werden müsse) auch ihren Besitz: sein göttliches Wesen aber, folglich auch seinen göttlichen Willen, sein göttliches Selbstbewußtsein behalten, und während er in der Krippe lag, dennoch von sich das Bewußtsein als des Sohnes Gottes gehabt?? — Thomasius (besonders Seite 98) und Herr Dalläus antworten: Nein! „Auch sein göttliches Bewußtsein gibt der Herr dahin und nimmt es menschlich bestimmt wieder zurück." — Dann aber hat er auch Wesensbestimmungen dahingegeben und die Unterscheidung von Wesensbestimmungen und Eigenschaften, dieser Grundsatz, auf welchem die Lösung des Problems beruhen soll, führt an dieser Stelle um keinen Schritt weiter. Sondern, wenn denn doch der Sohn im Augenblicke seiner Menschwerdung die göttliche Herrlichkeit nicht mehr in Wirklichkeit, sondern nur der Kraft und Anlage nach besitzt, und sich außerhalb seiner Menschheit weder ein besonderes Sein für sich, noch ein besonderes Wissen um sich vorbehalten hat [Thomasius, 95], so wäre zugleich zu sagen: auch seines göttlichen Wesens hat er in dem Sinne sich entäußert, daß er es nicht mehr wirklich, sondern gleichfalls nur der Kraft und Anlage nach besitzt; was aber ausdrücklich bestritten wird *).

Hiezu kommt ein Zweites. Herr Dalläus erkennt mit Thomasius auch die Nothwendigkeit an, zur Erklärung der Person Christi auf die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen zurückzugehen [50, 20], und wir haben eben erst gesehen, bis zu welchem Grade Thomasius diese Ebenbildlichkeit ausdehnt. Wie Gott in einem jeden Menschen den Lebensgrund seiner Persönlichkeit bildet, so bildet der Sohn Gottes in dem Erlöser den Grund für sein menschliches Bewußtsein, ohne doch

*) Der Sohn, sagt Thomasius, gibt die Fülle seiner Eigenschaften, die Beziehungen, in denen er als Schöpfer und Herr zur Welt steht, wirklich auf; aber nicht sein göttliches Sein. Indem er auf die Herrlichkeit verzichtet, verliert er die Lebenseinheit mit dem Vater nicht." — Ja, Sartorius behauptet (Seite 21 des zweiten Bandes seiner heiligen Liebe): »in den operibus ad intra ist die unendliche Potenz der Gottheit in eben so unendlicher Aktuosität.«

dieses selbst zu sein oder als ein zweites Bewußtsein ihm zur Seite zu stehen. Denn sein Bewußtsein ist jetzt ein in jeder Beziehung — ausgenommen die Sünde — menschlich bestimmtes, damit er in Allem uns gleich werde, doch ohne Sünde. — Da nun aber die menschliche Natur des Erlösers jedenfalls geschöpflich ist [Thomasius, Seite 91, 92, 97; vergl. Sartorius, heilige Liebe, II., 16, 18, 26, 28], die Persönlichkeit aber ganz auf die Seite der menschlichen Natur fällt: so kann auch der Unterschied zwischen Christus und den Erlösten nicht mehr als absolute und geschöpfliche Persönlichkeit gefaßt werden [Thomasius, Seite 80]. Denn auch bei Christus hat sich der Sohn Gottes in geschöpfliche Beschränktheit dahingegeben. Auch Christus ist und bleibt seiner menschlichen Seite nach ein Geschöpf. Der Unterschied liegt vielmehr in der vollkommenen (absoluten) und unvollkommenen (relativen) Weise, in welcher einerseits das Göttliche sich im Menschlichen bei Christus und den Menschen geoffenbart, und in welcher andererseits das Menschliche hier zu einer sündhaften, dort zu einer sündlosen Erscheinung gekommen ist *). — Aber wie schon aus jener Fassung des Unterschiedes die Meinung hervorleuchtet, daß die menschliche Natur Christi und die menschliche Natur überhaupt nicht wesentlich gleich seien: so wird dieses auch noch ausdrücklich behauptet, und theils die Ansicht, daß Christus von allen Christen nicht wesentlich verschieden sei (Seite 52 und 56), von Herrn Dalläus als eine gewöhnlich rationalistische verworfen, theils die Wesens-

*) Wenn Denjenigen, welche bei solcher Ansicht Christum als ihren Herrn ehren, Götzendienst vorgeworfen wird, so trifft dieser Vorwurf in ganz gleichem Maße auch die orthodoxe Ansicht. Denn auch nach ihr ist ausdrücklich der Mensch Christus göttlicher Ehre theilhaftig, und, wie Sartorius (heilige Liebe, II. 26) sagt, »die menschliche Natur, obwohl selbst nur ein Geschöpf, wird doch in Folge der bleibenden persönlichen Vereinigung mit der Gottheit des Sohnes über alle Kreatur im Himmel und auf Erden erhöht zum Mitgenuß göttlicher Majestät und Ehre.« Auch wir beugen die Knie vor dem Heilande nur darum, weil er in Gott und Gott in ihm ist; aber wenn unsere Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, geschieht es nicht, um bei ihm stehen zu bleiben, sondern, wie es die heilige Schrift ausdrücklich verlangt, zur Ehre Gottes des Vaters (Phil. 2, 8—11).

gleichheit mit Gott allein dem Gottmenschen von Thomasius (Seite 83) zugeeignet. — So ist denn noch immer die Menschheit des Erlösers eine wesentlich andere, als die unsrige, und die Menschwerdung Gottes in Christo das absolute Wunder. Will man aber dem mit der Behauptung entgehen, daß ja doch eine wesentliche Verwandtschaft des Göttlichen und Menschlichen behauptet sei, und will man vollends auch der menschlichen Natur in Christo nur eine wesentliche Verwandtschaft beilegen, so ist ihr eben damit auch eine wesentliche Verschiedenheit bei aller Verwandtschaft beigelegt; und da der Erlöser kein anderes Bewußtsein von sich hat, als ein in jeder Beziehung Menschliches: so bliebe trotz aller Versicherungen vom Gegentheil nur ein menschliches Leben des Erlösers, keineswegs aber ein gottmenschliches zurück. Und wenn denn auch wieder Herr Dalläus häufig genug ein „gleichsam" einschiebt (siehe Seite 19, 20, 51) und unter Anderem behauptet, „Nur gleichsam läßt er sich von seinem Vater schenken, was er in seinem Berufe an Macht und Herrlichkeit bedarf": so ist auch von dieser Seite unschwer zu erkennen, daß auch kein wahrhaft Menschliches mehr, sondern nur noch ein Schein-Menschliches in Christo für Herrn Dalläus vorhanden ist.

Es ist darum auffallend, wie Herr Dalläus nach solchen, so übel zusammenstimmenden, Voraussetzungen glauben kann, er habe mit dieser nach Thomasius vorgetragenen Lehre von Christus den Ausstellungen Dorner's Genüge gethan (Seite 50). Der Grund liegt darin, daß Herr Dalläus, während er mir Seite 48 vorwirft, ich hätte den Haupteinwand Dorner's übersehen, diesen vielmehr selbst übersehen hat. Denn nicht darin liegt nach Dorner der letzte Grund der Mängel an der lutherischen Christuslehre, daß man die Mittheilung der Eigenschaften bloß einseitig und nicht auch gegenseitig auffaßte; nicht liegt darin nach Dorner der Fortschritt, wie Herr Dalläus meint, daß man „auf dem einmal gegebenen Grunde" noch einen dritten Schritt vorwärts gehe [siehe Seite 53 und 20, Anmerkung 1] und eine Selbstbeschränkung des Sohnes auch hinsichtlich des Besitzes der göttlichen Herrlichkeit annehme. Nicht „auf dem einmal gegebenen Grunde" ist nach Dorner fortzuschreiten, sondern (das ist der deutlich von Dorner bezeichnete Weg, während Herr Dal-

läus nur unbestimmte Andeutungen bekennt gefunden zu haben) [49] — das hergebrachte Fundament war zu verlassen [172], eine ganz neue Bahn [183], ein völlig neuer Boden war für die Christologie zu betreten [179]. Diese ganz neue Bahn liegt ihm in dem Aufgeben der alt-kirchlichen Vorstellung, als wären das Göttliche und Menschliche zwei wesentlich und absolut verschiedene Naturen, und in der Annahme, sie seien „innerlich Eins.“ Beides, das göttliche Leben und das menschliche in seiner Vollendung ist ihm also wesentlich ein gleiches; auch das letztere ist ein Leben voll heiliger Liebe, vollkommener Gotteserkenntniß, absoluter Seligkeit, ein Leben in göttlicher Kraft und Herrlichkeit. Diese wesentliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen, mit Bewahrung ihrer Unterschiede, das ist das neue Prinzip, an dessen fast unendlichem Reichthume sich Dorner erfreut [408, 409]; dieser Eine Satz bildet ihm den Wendepunkt nicht bloß in der Philosophie, sondern auch in der Theologie [339]. Und während Herr Dalläus ausdrücklich betont, „ihre Erhöhung und Steigerung habe die menschliche Natur — nur kraft der persönlichen Vereinigung mit der göttlichen in Christo“: weiset Dorner (Seite 191) gerade das Gegentheil selbst als „alt-protestantische Ansicht“ nach. Die menschliche Natur, sagt Dorner daselbst, ist zur Aufnahme des göttlichen Wesens fähig, das ist nun laut und kirchlich anerkannt, und dieses nicht bloß in Beziehung auf die menschliche Natur Christi, sondern in der Lehre vom Glauben ist die allgemeine Bestimmung der Menschen ausgesprochen, in das göttliche Wesen erhoben zu werden. So ist also der Gottmensch nicht mehr bloß als das absolute Wunder, als der schlechthin Einzige und so Alleinstehende, sondern als Derjenige gedacht, durch welchen das Wunder zur allgemeinen Natur werden soll.“ So hoch aber der reformatorische Geist in seiner Blüthezeit über Denen steht, welche seine tiefsten Ideen wieder zu verhüllen und das Allgemeine wieder zu vereinzeln suchen: „so weit steht er auch ab von Denen, die umgekehrt, das Menschliche in seiner Unmittelbarkeit göttlich nennend, zwar ohne Mühe auch Christus göttlich zu nennen wissen, aber dabei wenig Sorge tragen für seine besondere ihm eigenthümliche Würde, und für den Unterschied zwischen Natur und Gnade.“

Schon durch diese Stelle ist gerechtfertigt, was ich Seite 21 des guten Rechtes als Ansicht Dorner's ausgesprochen, daß die wirkliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen, oder die Gottmenschheit, nicht bloß dem Sohne, sondern auch den Kindern Gottes zukomme. Vergebens war es jedoch, daß ich Seite 21 des guten Rechtes in einer Anmerkung die schlagendsten Worte aus Dorner für diese seine Lehre von der Gottmenschheit Aller und von der Wesenseinheit Gottes und des Menschen anführte; vergebens war es, daß selbst Thomasius, wiewohl er diese Ansicht nicht billigt, Seite 79 seiner oft citirten Schrift zugesteht, „diese Auffassung beginne jetzt in der Theologie herrschend zu werden“: Herr Dalläus thut Seite 58 nicht anders, als ob ich diese Ansicht aufgebracht und damit an dem heiligen Eigenthumsrechte im Gebiete der Sprache gefrevelt hätte. Da Dorner das bedeutendste Werk in der neuesten Zeit über die Lehre von Christo geschrieben; da es auch für den nicht wissenschaftlich gebildeten Leser von großer Wichtigkeit sein muß, zu erfahren, an welchem Punkte die besonnene Theologie angelangt ist: so darf ich wohl auf den Dank meiner Leser rechnen, wenn ich zum Beweise der Richtigkeit meiner Auffassung nicht bloß auf Seite 370, 447, 477, 486 verweise, sondern auch eine allgemein verständliche Stelle noch wörtlich mittheile. „Auf christlichem Gebiete, sagt Dorner Seite 348 ff., wird Niemand mit Fug dagegen etwas einzuwenden haben, wenn christliche Denker die Geburt der Christen aus Gott, aus göttlichem Samen bei Johannes, oder ihr Einssein im Sohne und im Vater, davon der Herr selbst spricht, und das er vergleicht mit dem Einssein des Sohnes im Vater und des Vaters im Sohne — nicht bloß als eine moralische Einheit mit Gott nehmen; wenn sie das Wohnung machen des Sohnes mit dem Vater in den Gläubigen nicht bloß für eine bildliche, übertreibende Redeweise ansehen mögen; wenn sie endlich das Theilhaftwerden der göttlichen Natur, welches 2. Petr. 1, 4 von den Christen aussagt, für volle Wahrheit und Wirklichkeit halten: wissend, daß so namenlos des Menschen Erniedrigung durch die Sünde ist, so namenlos auch seine Erhöhung ist durch Christus. Auch ist diese christliche Idee nicht bloß groß, sondern es ist auch Zeit, sie zu fassen, damit wir uns klar bewußt werden, was wir am Christenthume haben und zu welcher Würde

wir berufen sind: und damit Christus uns auf keine Weise mehr äußerlich und unserm Wesen fremd dastehe, sondern wahrhaft als Bruder und Genosse der Menschheit. — Aber diese köstlichen Wahrheiten, daß wir wahrhaft Christi Brüder werden sollen, indem er in uns geboren wird, und daß also die Menschwerdung Gottes durch die fortgehende Geburt des Sohnes Gottes in den Menschen sich in's Unendliche vervielfältigen solle, damit das göttliche Leben die ganze Menschheit an sich nehme, heilige, durchdringe und sich aneigne als seinen Leib, dessen Haupt —, als seinen Tempel, dessen Eckstein Christus ist: diese hohen Wahrheiten wollen mit zarten, geweihten Händen behandelt sein. Werden sie mit rohen Händen erfaßt, so werden sie zur Karrikatur. Sie werden zu unchristlichen, ja zu irreligiösen Ansichten verzerrt, wenn die Vermittelung außer Acht gelassen, und der natürliche Mensch, wie er leibt und lebt, als Sohn, Kind Gottes betrachtet wird. Einer Erlösung bedarf es da nicht: Gott ist da unmittelbar im Menschen. — — Nur auf der Grundlage der Demuth kann jene Erhöhung bis zum Himmel geschehen, wogegen diese Erhöhung des natürlichen Menschen — eine Selbsttäuschung und eine Lüge ist."

Diese Vermittelung hatte ich Seite 22 des guten Rechtes betont und ausgesprochen: Alle sollen Kinder Gottes werden, Christus aber ist der Vermittler der Gottmenschheit für Alle, das Prinzip der Gottmenschheit Aller.

Ganz falsch, meint Herr Dalläus weiter Seite 56, sei Dornern angedichtet, was von mir Seite 23 als Ansicht desselben im guten Rechte war angeführt worden*). Er sieht sich

*) Seite 455 nämlich hatte Dorner gesagt: »Sieht es hier nicht aus, als ob wir zur Aufgabe hätten, Gott zu werden: als ob nicht vielmehr in der Mitte zwischen Gott und dem bloß endlichen Dasein die ideale Persönlichkeit des Menschen zu setzen wäre, in welcher das göttliche und menschliche Leben in individueller, aber darum noch nicht sündiger Weise in Einheit sind?« Hiezu hatte ich Seite 23 die Bemerkung gemacht: »Diese ideale Persönlichkeit ist wohl Niemand anders als das Haupt der Menschheit, Jesus Christus. Christus, der Gottmensch, steht also nach Dorner in der Mitte zwischen Gott und dem bloß endlichen Dasein. Man sieht, wie hier von einem allwissenden, allgegenwärtigen Christus nicht wohl die Rede sein könne, weil auch wir sonst, wenn gleich durch Christus, die Auf-

veranlaßt, meine in der Note gegebenen Worte folgendermaßen "in klares Deutsch" zu übertragen: "Christus ist also, wie alle Kinder Gottes — Gottes Sohn und wesentlich von allen Gläubigen nicht verschieden, welche darum eben so gut, wie Christus in gewissem Sinne, "Gott" genannt werden mögen." Und diese, wird nun fortgefahren, von dem ganz gewöhnlichen Rationalismus um nichts bessere Ansicht soll die Ansicht Dorner's sein, welcher Seite 527 ff. Christo eine kosmische, d. h. über alle Welt hin sich erstreckende, eine metaphysische, d. h. über alle Natur erhabene Bedeutung beilegt; welcher ebenda als den Weg zur wahren christologischen Erkenntniß den bezeichnet, von den Stellen, in welchen Christus als der zweite Mensch beschrieben ist, wie 1 Cor. 15, 45—47, Röm. 5, 12 ꝛc. auszugehen und bis zu jenen, in welchen, wie in Hebr. 1, 2—3, Joh. 1, 1—14, Christus sonnenklar als ewige, dem Vater wesensgleiche zweite Person der Gottheit erscheint, also bis zur Erkenntniß der Dreieinigkeit fortzuschreiten (Seite 528); abgesehen davon, daß Dorner nicht bloß ausdrücklich erklärt, es habe eine rechte Christologie ""die Spur der kanonischen (kirchlichen) Lehre"" bei ihrer Fortbildung nicht zu verlassen, sondern auch immer nicht in feindlicher Absicht, nicht mit Haß gegen die Kirchenlehre erfüllt, sondern "in freudiger aber ruhevoller Gewißheit," daß dieselbe ihren Abschluß "durch reifende Vereinigung der wesentlichen schein-

gabe hätten, allwissend und allgegenwärtig zu werden; man sieht ferner, wie die ideale Persönlichkeit des Gottmenschen nicht identificirt wird mit dem absoluten Gotte, wohl aber Christus in relativer Weise »Gott« genannt werden mag, weil in ihm das göttliche Leben ist in menschlicher Form ꝛc.« — Hiezu bemerkt Herr Dalläus Seite 56: »Hätte Dorner sich bloß hier in dieser gelegentlichen Bemerkung (und doch sagt Herr Dalläus selbst, Seite 54, Dorner's Ansicht lasse sich nur aus solchen Andeutungen im Allgemeinen erkennen) über seine Ansicht ausgesprochen, man dürfte mit Herrn Hofer dann nicht rechten; aber warum erwähnt derselbe den Schluß der ersten Ausgabe Seite 527 ff., wo ganz naturgemäß das Resultat der vorhergehenden Betrachtung skizzirt ist, mit keiner Silbe?« — Einfach deßhalb, weil dieses Resultat bereits Seite 21 ff. von mir der Hauptsache nach gegeben war und das Seite 527 Gesagte nichts Neues hinzufügt. Doch ist nunmehr auch, oben im Contexte, auf diesen Schluß, soweit ihn Herr Dalläus mir entgegenhält, ausdrücklich eingegangen.

bar entlegensten Elemente finden werde," sich der Beurtheilung von jener unterzogen hat."

Hierauf ist dreierlei zu sagen. 1) Von einem Hasse gegen die Kirchenlehre kann auch bei mir keine Rede sein, der ich Seite 26 des guten Rechtes ausdrücklich hervorhob: Ich bin weit entfernt, die lutherische Christologie gering zu schätzen, ich verkenne ihre Großartigkeit nicht ꝛc. Auch ist es eine tadelnswerthe Herbeiziehung fremder Dinge, wenn Herr Dalläus z. B. Seite 47, wo er es doch allein mit mir zu thun hat, von Denen redet, welche die Kirchenlehre als Unsinn, Unvernunft, Aberwitz ꝛc. bezeichnen, um auf solche Weise meine Ansicht in größeren Schatten zu stellen. Solche Ausdrücke sind übrigens die nothwendige Folge davon, daß man aus der Kirchenlehre ein Halseisen machen will; wogegen sich der menschliche Geist, weil seine Freiheit gefährdet ist, naturgemäß in oft harter Rede auflehnt. Wo eine Ansicht nur durch die innere Macht ihrer Wahrheit siegen will, wird es schwerlich zu solch extremer Bekämpfung kommen, ja die Anerkennung ihrer Wahrheit viel vollständiger und rascher erfolgen. — Auch Dorner sagt Seite 529 ausdrücklich, "nach einer langen Nacht naht eine schöne Morgenröthe."

2) Wie die Worte oben gestellt sind, hat es den Anschein, als ob Dorner das alles sage; es sind aber, namentlich so weit es durchschossen ist, nur Worte des Herrn Dalläus. Dorner sagt bloß: "bei der metaphysischen Bedeutung seiner Person ist dann der Ort, wo sich die Christologie durch die Logosidee an die Trinitätslehre anschließt, und wo die Rede der Schrift Joh. 1, 1—14 ihre Stelle findet."

3) Dorner sagt auch nicht, wiewohl es ganz unverfänglich wäre, "es habe eine rechte Christologie die Spur der kanonischen (kirchlichen) Lehre nicht zu verlassen." Das Wort kirchlich hat Herr Dalläus dazugesetzt, während Dorner Bibelstellen citirt. Sodann sagt Dorner Seite 527 nicht sowohl das, was Herr Dalläus ihn sagen läßt, als vielmehr: Davon haben wir uns überzeugen können, daß die Wissenschaft auch mit dem besten Willen Christus eine wesentlich bleibende Bedeutung, eine spezifische Eigenthümlichkeit und Einzigkeit nicht bewahren kann, wenn sie nicht, auf der Spur der kanonischen Lehre bleibend, ihm auch eine metaphysische zuerkennt. Auf der metaphysischen Bedeu-

tung ruht der ganze Nachdruck. Was ist das nun für eine Bedeutung?

Herr Dalläus erklärt sie Seite 56 mit dem nichtssagenden, trivialen Worte, „eine über alle Natur erhabene Bedeutung," als ob nicht schon jeder Mensch, weil er Geist ist, eine über alle Natur erhabene Bedeutung hätte. Vielmehr weiset die metaphysische Bedeutung auf die in Christo geschichtlich gewordene Idee hin und will das sagen, daß in ihm sowohl der vollkommene Mensch als auch die vollkommene Offenbarung Gottes erschienen sei; daß Christus darum nicht bloß Prinzip und Endziel der Geschichte sei, sondern in seiner historischen Erscheinung auch den Wendepunkt bilde für die Gesammtheit, wie für den Einzelnen; daß er als Haupt der Menschheit, über Raum und Zeit hinaus, allbestimmend wirke auf das ganze Geschlecht und die allgemeine Menschwerdung Gottes in ihm erst verwirkliche, so daß Alle eine bleibende persönliche Beziehung zu ihm und er zu Allen habe. — Irrig ist es aber, trotz dieser spezifischen Würde des Herrn, wenn Herr Dalläus deßhalb eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Christus und den Gläubigen annimmt, oder wenn Thomasius Seite 83 diese spezifische Würde darin findet, daß Christo allein die Wesensgleichheit mit Gott zukomme. Denn wahrlich nicht darin liegt die spezifische Würde Christi, daß ihm alle wesentlich ungleich bleiben, sondern das gewiß richtige Gefühl, daß wir nie Christo gleich kommen, findet eben in der centralen Stellung des Herrn, in seiner metaphysischen Bedeutung seine Erklärung.

Am meisten ungehalten ist Herr Dalläus über meine von ihm mehrfach citirte Aeußerung: „von einem allwissenden, allgegenwärtigen Christus könne hier nicht die Rede sein." Was liegt denn aber in den Worten: allwissend, allmächtig, allgegenwärtig? Doch wohl ein unabhängiges, schrankenloses Wissen, eine unabhängige, schrankenlose Macht, eine unabhängige, schrankenlose Gegenwart. Nun kann sich zwar Gott allerdings Schranken setzen, aber er setzt sie sich selbst, und ist dann von Niemand abhängig, als von sich selbst, durch Niemand beschränkt, als durch sich selbst. Der Sohn aber ist, selbst nach der orthodoxen Kirchenlehre, wenn auch von Ewigkeit her gezeugt, doch nicht durch sich selbst, sondern gezeugt vom

Vater; von einem andern Willen, als dem seinigen, hat er sein Dasein; in diesem andern Willen hat, wiewohl er göttlichen Wesens ist, seine Macht, sein Wissen, seine Wirksamkeit ihre Schranke. Von dieser Schranke legt das eigene Wort des Erlösers Zeugniß ab: Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater; oder das andere Wort: Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, steht mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater (Math. 20, 23). Gewiß will der Erlöser nicht bloß sagen, er wisse es jetzt noch nicht (er setzt sich ja hier über die Engel), es stehe ihm jetzt noch nicht zu; der Gegensatz ist nicht: jetzt im Zustande meiner Erniedrigung — einst im Zustande meiner Erhöhung, sondern: ich — gegenüber dem Vater. Zudem versichert er selbst, alle Gewalt im Himmel und auf Erden sei ihm gegeben; ja nach einer ausdrücklichen Schriftstelle wird Christus diese Herrschaft wieder ablegen; denn vom Ziele der Weltentwickelung sagt der Apostel Paulus: Wenn Alles ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein dem, der ihm Alles untergethan hat, auf daß Gott sei Alles in Allem, 1. Cor. 15, 28. — Dabei versteht es sich von selbst, daß Christus diejenige Herrlichkeit vom Vater besitzt, die nothwendig ist zur Vollendung seines Erlösungswerkes. Und wenn Thomasius schon den Erlösten die Eigenschaften der Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart in einem Grade beilegt, wie man bis jetzt gewohnt war, sie nur dem höchsten Gotte zuzuschreiben: wer wird das alles nicht in noch weit vollkommeneren Maße dem Haupte der Erlösten zuschreiben? Nur steigere man diese Prädikate nicht bis zur Absolutheit und Schrankenlosigkeit; denn immer steht über Allem Gott, der Vater, und zu seiner Ehre und nach seinem Willen muß Alles geschehen [Phil. 2, 11] *).

---

*) Mit diesem Ergebnisse streitet auch nicht die Berufung des Herrn Dalläus auf Seite 77 ff. der zweiten Ausgabe des Dorner'schen Werkes. Denn was ist auch nach dieser zweiten Ausgabe christliche Grundvoraussetzung? »Die Anerkennung, daß im Christenthume ein Göttliches ist geschichtlich geworden, und zwar ein Göttliches von entscheidender, die Religion vollendender Bedeutung,« siehe Seite 70 ff. — Wenn von hier aus wirklich Etwas gegen mich

Wenden wir uns nunmehr, bevor ich meine eigene Ueberzeugung in kurzen, bestimmten Sätzen darlege, zur heiligen Schrift. Herr Dalläus sagt zwar, „sie sei mir nicht Glaubensgrund und Glaubensnorm und könne es auch nicht sein“ [64]; doch wird ihm das schwerlich außer seiner eigenen Partei, die in ihrer rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit zu unbefangener Würdigung unfähig ist, weiter Jemand glauben. — Ich habe aber eben so wenig, als Herr Dalläus, im Sinne, eine vollständige Zusammenstellung der Schriftlehre über die Person Christi zu geben, sondern werde hier nur der Spur des Herrn Dalläus folgen.

Was zuerst 1. Cor. 8, 6 betrifft („So haben wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind und wir in ihm; und Einen Herrn Jesum Christ, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn“), so finden die Ausdrücke Gott und Herr am allereinfachsten und richtigsten nicht im alten Testamente, sondern in dem Sprachgebrauche des Apostel Paulus selbst ihre Erklärung. Und wenn der Apostel z. B. Ephes. 1, 3 sagt: „Gelobt sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu

---

wäre ausdrücklich beizubringen gewesen: Herr Dalläus hätte es sicher nicht unterlassen. Denn bis zu welchem Umfange er seinen Tadel gegen mich ausdehnt, geht auch daraus hervor, daß er mir Seite 47 vorwirft: »Alle einzelnen Sätze, aus denen die im guten Rechte Seite 18—20 mitgetheilte Darlegung (der Dorner'schen Ansicht) besteht, sind nicht das Werk »freier Reproduktion,« wie gesagt worden war, sondern wortwörtlich von einzelnen Stellen abgeschrieben und, so gut es ging, verbunden worden.« Ich hatte Seite 14 gesagt: Da den beiden offenen Briefen gegenüber sich kaum anders als mit Autoritäten antworten läßt, so nehme ich keinen Anstand, auch hierüber die Ansicht Dorner's, **meist jedoch** in freier Reproduktion, zu geben.« Auch war wirklich das gesammte Citat aus Dorner's Schrift über die Prinzipien unserer Kirche, und gar Manches aus der Schrift über die Person Christi, freie Reproduktion. Was mir zum Lobe gereichen sollte, daß ich nämlich, soweit es ging, mich der eigenen Worte Dorner's bediente, um dessen Ansicht möglichst objektiv zu geben: macht Herr Dalläus zu einem Tadel; was ich zur Entschuldigung und aus Gewissenhaftigkeit vorausschickte, daß nicht Alles, was ich als Dorner's Ansicht gegeben, auch immer in Dorner's Worten gegeben sei, legt Herr Dalläus mir als Eitelkeit aus, indem er, um dieses zu können, seinen Lesern das entscheidende »meist jedoch« vorenthält.

Christi" *), oder Vers 17: "Der Gott unsers Herrn Jesu Christi", oder 5, 20: "Saget Dank dem Gott und Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi", oder 4, 5 6: "Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Alle, und durch euch Alle, und in euch Allen" ꝛc.: so gehet doch deutlich genug aus diesen Stellen hervor, daß der Apostel nur von Einem Gotte wisse; wie denn auch vor ihnen der Schein verschwindet, den die Worte des Herrn Dalläus haben: "Soll wirklich der Sohn darum nicht Gott sein, weil es heißt, wir haben nur Einen Gott, den Vater, so muß ebenso folgerichtig der Vater nicht Herr sein, weil es heißt: Wir haben nur Einen Herrn, Jesum Christum!" Das Gott-sein schließt, wie sich von selbst versteht, das Herr-sein ein, aber nicht umgekehrt. — Wiefern aber hier der Sohn als Werkzeug der Weltschöpfung (keineswegs als Urgrund) gedacht sei, darüber siehe weiter unten.

Wenn Joh. 14, 27—28 der Heiland zu seinen Jüngern sagt: "Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, daß ich zu euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater; denn der Vater ist größer, denn ich": so enthält der Schluß des Satzes offenbar den Grund, warum die Jünger aus Liebe zu ihm sich freuen sollen; weil der Vater größer sei — an Macht und Würde, darum könne ja der Hingang zu ihm, dem Größern, nur der Verherrlichung seiner Person, nur der Förderung seiner Sache dienen. Die Wesenseinheit mit dem Vater ist hier so wenig wie 1. Cor. 8, 6 ausgeschlossen, wohl aber die Unterordnung des Sohnes unter den Vater, als den Größeren, in Absicht auf Macht und Würde deutlich genug ausgedrückt.

Was Joh. 17, 3 betrifft, so ist nicht zu vergessen, sagt Herr Dalläus Seite 66, "daß der Herr hier betet." Wohl, es ist aber eben so sehr zu beachten, daß es nicht sowohl ein Gebet ist "in dem Gefühle seiner tiefsten Erniederigung," als vielmehr im

---

*) Wenn im Verlaufe der Erklärung, wie hier, Abweichungen von der Luther'schen Bibelübersetzung vorkommen: so haben sie ihren Grund in dem griechischen Urtexte. Möge man das nicht übersehen, auch wenn nicht jede kleine Abweichung ausdrücklich genannt ist.

Gefühle seines Sieges. Die letzten Reden Jesu an seine Jünger sind beendigt; er sieht sich am Ziele seines irdischen Wirkens. Die Stunde ist da, die ihn durch Leiden und Tod verklären soll. Aber nicht der Tod und die Leiden sind es, welche ihn hier beschäftigen (vergleiche nur Vers 19), sondern seine und der Seinen Verherrlichung. Gekommen war er, „das ewige Leben zu geben, Allen, die Gott ihm gegeben hat.“ Noch einmal in diesem feierlichen Augenblicke, bevor er eintrat in den Garten Gethsemane, wo der Verrath seines Judas ihn erwartete, noch einmal spricht er, zu Gott gewendet, es aus, worin dieses ewige Leben bestehe. Und worin sagt er selbst, in dieser Stunde des Abschiedes, wo schon der Mund gewöhnlicher Menschen gerade das Hauptsächlichste betont, was das Herz den Zurückbleibenden gegenüber bewegt, worin sagt er selbst, daß es bestehe? „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ Hier bricht Herrn Dalläus die Spitze ab, wenn er fortfährt, „den Vater als den wahren Gott zu offenbaren, dazu ist der Sohn in's Fleisch gekommen“; er läßt „allein“ aus; und wo er es wieder aufnimmt, will er es nur nach 1. Cor. 8, 5 im Gegensatze zu falschen Göttern gesagt sein lassen; eine Beziehung, die allerdings dem Heidenapostel Paulus, als er an die Heidenchristen (siehe 1. Cor. 12, 2) zu Korinth schrieb, nahe genug lag *), hier aber im Munde des Heilandes, in diesem Augenblicke und in dieser Umgebung durchaus unbegründet ist. — Meyer sagt zu dieser Stelle: Von Gott sollen die Menschen Jenes (daß er allein wahrer Gott sei), von Jesus Dieses (daß er der Christus, der Gesandte Gottes sei) erkennen —, mehr wird zum ewigen Leben nicht verlangt! Und mehr, als Christus selbst, mag die Dogmatik nicht heischen.“ — Auch hier wird die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater nicht ausgeschlossen, wohl aber die absolute Gottheit bloß dem Vater beigelegt. Und das ist das Vermächtniß des scheidenden Erlösers, und wer einen Christen schilt, weil er an dieses feierliche Wort seines Meisters sich hält, der sehe zu, wen

---

*) Dasselbe gilt auch von der weiter citirten Stelle 1. Tim. 6, 13—16, wo allerdings „der Vater im Gegensatze zu allen Mächten und Gewalten der die Christen bedrängenden Heiden gefaßt wird.“

er schelte. Seine Verwerfung trifft nicht sowohl den Christen, als vielmehr Christum selbst. — Beruft sich aber Herr Dalläus noch auf Vers 5 und 24, so möge man bei letzterer Stelle, die weiter unten ihre Besprechung noch finden wird, nicht übersehen, daß die Herrlichkeit als eine von dem Vater Christo gegebene bezeichnet wird, mithin keine unbedingte, absolute sein kann. Dasselbe gilt von Joh. 5, 26. Die Bestimmung „gegeben" schließt eben die Mittheilung und damit die Abhängigkeit vom Vater ein, das Absolute (und ich verstehe darunter hier nicht das Vollkommene, sondern das Unbedingte, Unabhängige) also aus.

Ueber Joh. 20, 17 („Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott") geht Herr Dalläus ziemlich leicht hinweg. Er flüchtet sich hinter die alte Scheidung: allerdings ist Christus unser Bruder geworden um seiner menschlichen Natur willen, und eben deßwegen kann er auch Gott seinen Gott nennen, — „denn noch [!] war er nicht aufgefahren, seine Erhöhung also noch nicht vollendet." Herr Dalläus scheint hier ganz vergessen zu haben, was er oben von dem Verhältnisse des göttlichen Lebensgrundes und der aus ihm herausgebildeten und in ihn hineingebildeten menschlichen Persönlichkeit auch des Erlösers vorgetragen; es entgeht ihm, daß das Werk des Erlösers, als er diese Worte sprach, ein vollbrachtes, seine Erhöhung bereits eine angetretene war; und jedenfalls sind das nicht bloß Worte der menschlichen Natur (der Erlöser hat ja gar kein anderes Bewußtsein als ein in jeder Beziehung menschliches, das ist ja von Herrn Dalläus selbst gelehrt worden), sondern seiner vollständigen Person („Ich"). Und wenn deutlich genug aus den obigen Worten des Herrn Dalläus der Sinn hervorgeht, nach der Himmelfahrt hätte Christus wohl nicht mehr sagen können: Mein Gott und Vater! so wird Jedermann den Abgrund erkennen, in welchem bei der orthodoxen Ansicht das uralte Kleinod der heiligen Schrift, die Lehre von Einem Gotte, verschlungen wird.

Bei 1. Cor. 15, 27—28 („Denn er hat ihm Alles unter seine Füße gethan. Wenn er aber sagt, daß es Alles unterthan sei, ist es offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm Alles untergethan hat. Wenn aber Alles ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein dem, der ihm

Alles untergethan hat, auf daß Gott sei Alles in Allem".) Hat Herr Dalläus darin recht, daß von einer Wesensverschiedenheit des Vaters und des Sohnes hier nicht die Rede sei. Die Stelle ist einzig von dem Aufhören des Regimentes Christi zu verstehen, oder wie Herr Dalläus sagt, "von der äußern Stellung, welche jener nach dem Willen des Vaters in der Zeit — übernommen und von dem Vater übertragen hat." In diesem Aufhören der Herrschaft Christi, wie in ihrer Uebertragung ist aber das Unbedingte, Absolute unwidersprechlich ausgeschlossen. Wenn aber Herr Dalläus mit Beziehung auf Phil. 2, 9—11 sagen kann: "vor dem Namen Christi ist sogar der Name des Vaters, wie auch der Vater selber [!] für die zeitliche Entwickelung des Reiches Gottes gleichsam hinter den Sohn zurückgetreten": so steht das in grellem Widerspruche gerade mit der angeführten Stelle Phil. 2, 9—11; denn gerade nach dieser Stelle sollen alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei: zur Ehre Gottes, des Vaters. Ist da auch nur angedeutet, daß erst "am Ziele," "am Ende" Alles zur Ehre Gottes, des Vaters, geschehen solle? Ist nicht Herrschaft Christi und zur Ehre Gottes, des Vaters, gleichzeitig? Kann da noch von einer "Mittlerstellung des Sohnes" die Rede sein, wenn er eigentlich Nichts mehr vermittelt, sondern bis zum Ende der Tage "Gott den Vater" in den Hintergrund drängt? Nein, es ist jene Behauptung eine traurige Verirrung, der nicht nur die Stelle Phil. 2, 9—11, sondern das ganze neue Testament, das ganze Leben des Heilandes auf's entschiedenste widerspricht. In 1. Cor. 15, 27—28 ist nicht gelegen, daß Gott, weil er dem Sohne Alles untergethan hat, sich selbst gleichsam bis zum Ende der Tage abgesetzt oder in Ruhestand versetzt habe, sondern allein das, daß jene Mittlerstellung Christi einst dadurch aufhören werde, daß Gott (es heißt nicht der Vater, wie Herr Dalläus willkürlich vertauscht) sei Alles in Allem, weil es alsdann keines Mittlers mehr bedarf.

Herr Dalläus läßt nun Röm. 9, 5 folgen, wo die Worte "der da ist Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit" von Vielen auf Christum bezogen werden. Die dieses thun, machen vorher ein Komma; eben so viele, und darunter sehr alte, bedeutende Autoritäten machen vorher ein Punkt und beziehen jene Worte auf

Gott*). Ja, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hielten große Kirchenlehrer es geradezu für ketzerisch, von Christo das „Gott über Alles" auszusagen. Nach dem Grundtexte wie nach dem nächsten Zusammenhange sind allerdings beide Auslegungen möglich, und die Entscheidung kann nur aus dem gesammten Lehrbegriffe des Apostel Paulus geschöpft werden. Wenn nun Paulus nirgends Christum Gott nennt: so kann er ihm doch noch viel weniger hier das Prädikat „Gott über Alles" beilegen; daher Diejenigen allein recht haben, welche diese Bezeichnung auf den Vater beziehen.

Freilich, wenn man Herrn Dalläus hört, kann nach der so kritisch feststehenden Leseart Col. 2, 2 nicht anders übersetzt werden, als: „auf daß ihr erkennet das Geheimniß des Gottes Jesu Christi." Aber diese Leseart steht nichts weniger als fest; es finden sich im Gegentheil über ein halbes Dutzend verschiedener Lesarten, und selbst Olshausen zieht mit andern Erklärern die vor, „auf daß ihr erkennet das Geheimniß Gottes (also ohne die Worte: Vater und Christus). Luther hat gelesen: zu erkennen das Geheimniß Gottes und des Vaters und Christi. Stände aber auch die von Herrn Dalläus angenommene (ohne das Wort: Vater) ganz fest: so folgte noch immer nicht, was Herr Dalläus wünscht; denn selbst Huther, der von Herrn Dalläus so oft gerühmt wird, erklärt die Worte: „des Gottes Christi" nicht durch „Christi, welcher Gott ist," sondern der Grammatik und der Analogie gemäß, „des Christo angehörigen, des in Christo vermittelten Gottes."

In 1. Tim. 3, 16 ist die schwankende Lesart nach des Herrn Dalläus Meinung nicht von Belang. Sie ist aber von großem Belang, was die Folgerungen des Herrn Dalläus betrifft. Es heißt nämlich nicht, wie Luther gelesen hat: Gott ist geoffen-

*) Man schrieb nämlich früher ohne Satzzeichen, ja ohne Wortabtheilung. Daher werden selbst bei alten Bibelauslegern die Worte verschieden abgetheilt, und noch mehr stritt man sich über die Abtheilung der Sätze und wich von einander ab. Erst im zehnten Jahrhundert sind die Satzzeichen in allgemeinem Gebrauch; und erst im sechszehnten gewinnt dieser Gebrauch eine feste Gestalt. Die Kommata und Punkte des neuen Testaments rühren also nicht von den Aposteln her, sondern gehören einer weit spätern Zeit an.

bart im Fleisch, sondern „welcher erschien im Fleische, der ist gerechtfertigt im Geiste" 2c. So hat die älteste Kirche gelesen; dieser Lesart gebührt nach dem Gewichte der äußern Zeugen, wie nach dem Urtheile der vorzüglichsten Kritiker, unbedingt der Vorzug. Viele nämlich behaupteten zur Zeit der Apostel, Christus sei kein wirklicher Mensch gewesen, sondern habe nur zum Schein einen Menschenkörper angenommen. Diese Irrlehrer bekämpft Johannes (1. Joh. 4, 2) in den Worten: Ein jeglicher Geist, der da bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott." Gegen diese Irrlehre geht auch der Satz in unserer Stelle: welcher (nämlich Jesus Christus) erschien im Fleisch. Jesus Christus ist also das Subjekt, und nicht Gott; — wie könnte auch von Gott gesagt werden, was gleichfalls 1. Tim. 3, 16 geschieht, er sei aufgenommen in die Herrlichkeit?

Auch mit Tit. 2, 13 („Und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi") ist Herr Delläus schnell fertig. „Die Erwähnung des Vaters ist nur sinnlos und den Zusammenhang unterbrechend." Allein, da die Herrlichkeit des Sohnes und ihre Erscheinung zur Verherrlichung des Vaters dienen (1. Cor. 15, 28) und deren Erscheinung vermitteln soll; — da Matth. 16, 27 der Herr selbst sagt, er werde kommen in der Herrlichkeit seines Vaters: warum sollte nicht auch hier die Erscheinung der Herrlichkeit Gottes und die des Sohnes zusammengenannt werden können? Während also die Uebersetzung Luther's nichts weniger als sinnlos ist, hat die von Herrn Dalläus befolgte nicht nur Nichts für sich, sondern die Unwahrscheinlichkeit noch gegen sich, daß die im nämlichen Briefe so klare Unterscheidung zwischen Gott und Jesus Christus (siehe besonders Tit. 3, 4—6) hier aufgehoben sein soll, und dazu noch unter Anwendung des Beiwortes: groß.

Gehen wir nunmehr mit Herrn Dalläus an die Hauptstelle Joh. 1, 1—14. Wahr ist, daß es hier heißt: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort; wahr ist, daß es von diesem Worte heißt [Vers 3]:

„alle Dinge sind durch dasselbige gemacht“; wahr ist, daß [Vers 14] jenes Wort Fleisch ward in Christo Jesu: aber zu rasch schließt Herr Dalläus, wenn er sofort behauptet, „es wird von dem Worte eine von dem Vater unterschiedliche Persönlichkeit deutlich ausgesagt“; und noch weniger ist hier Christus Gott genannt oder der Schöpfer aller Dinge, sondern von dem Worte ist beides gesagt, das in Christo Fleisch ward. — Ich will hier auf die Zeitanschauungen des Apostels, aus denen allein sein sonst dunkles Wort verstanden werden kann, nicht umständlicher eingehen. Wer sich näher unterrichten will, möge den sechzehnten Brief des ersten Bandes von Bruch's Betrachtungen &c. nachlesen. Zum Verständnisse dieser Stelle wird Folgendes genügen. Die Juden, besonders zu Jesu Zeit, dachten sich Gott so hoch erhaben über der Welt, daß er in gar keine unmittelbare Verbindung mit ihr eingehen konnte. Durch Mittelwesen, die sie Wort nannten, weil sie die Gedanken Gottes durch ihre Thätigkeit gleichsam aussprachen, wurde nach ihrer Ansicht die Welt erschaffen und regiert. Erst eins der untersten, nach und nach aus Gott hervorgegangenen, göttlichen Wesen, so lehrten auch die schon im Zeitalter Jesu vorkommenden Gnostiker, konnte mit der ungöttlichen Materie, die nicht von Gott geschaffen ist, sich in Verbindung setzen und aus ihr die Welt schaffen. Dem entgegen lehrt Johannes: Im Anfang war das Wort, nämlich das Schöpfungs- und Offenbarungswort. Wenn nun Johannes hinzufügt: „und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“; und wenn er im zweiten Verse noch einmal betont: dasselbige war im Anfang bei Gott: so ist klar, daß Johannes die Meinung zurückweisen will, als hätte nicht Gott selbst, sondern erst ein Wesen der untersten Ordnung die Welt schaffen können (Gott war das Wort), und als wäre Gott erst die Möglichkeit zur Weltschöpfung gekommen, nachdem eine absteigende Reihe göttlicher Wesen aus ihm hervorgegangen war (im Anfang war das Wort): aber eben so klar ist auch, daß Johannes einen Unterschied in Gott macht, indem er von dem Worte, das Gott war, auch wieder sagt, es war bei Gott. Mit dem „Worte“ nämlich wird Gott, wiefern er die Fähigkeit und den Willen hat, eine Welt aus Liebe zu schaffen und in ihr sich darzustellen und sich mitzutheilen, also der sich offenbarende, inweltliche Gott bezeichnet, im Unterschiede

(aber noch nicht im persönlichen Unterschiede) von sich selbst, wiefern er auch ein überweltlicher Gott ist und seine Aseität und unbedingte Selbstständigkeit unmittheilbar in sich verschließt; — oder, wie es Andere fassen, es ist der Unterschied (aber darum noch nicht persönliche Unterschied) des sich äußernden und des verborgenen Gottes. — Stark besonders tritt auch im dritten Verse der Gegensatz gegen herrschende Zeitanschauungen hervor, nämlich gegen die von einer der Gottheit gegenüberstehenden, ungeschaffenen Materie. „Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist Nichts gemacht, was geworden ist.“ — Von jenem Worte leitet der Apostel weiter nicht nur die allgemeine Offenbarung Gottes im natürlichen Menschen [Vers 4] (wie auch Herr Dalläus seine Ansicht von dem göttlichen Lebensgrunde einer jeden menschlichen Persönlichkeit Seite 26 an diesen Vers anschließt), und die gesteigerte Offenbarung Gottes im jüdischen Volke [Vers 5]: sondern auch und ganz besonders [Vers 6 bis 18] die vollkommene, absolute Offenbarung Gottes in Jesu Christo ab, in welchem das Wort Fleisch wird und zur vollkommenen persönlichen Darstellung im vollkommenen Menschen gelangt*). — Daß Johannes sich das Wort im persönlichen Unterschiede von Gott, etwa als zweite Person der Gottheit, gedacht habe, ist nichts weniger als erwiesen, und auch die Stellen Joh. 1, 15; 3, 13; 6, 46, 62; 8, 58; 17, 5 rc. führen noch nicht darauf.

Besonders lange verweilt Herr Dalläus bei Joh. 10, 28—38; aber alle Mühe, die er sich hier gibt, aus dieser Stelle Belege für seine Meinung zu finden, scheitern an dem klaren Sinne derselben. Der Gedankengang ist folgender: Vers 28 hatte der Herr gesagt, er gebe seinen Schafen das ewige Leben, und sie würden nimmermehr umkommen, und Niemand werde sie aus seiner Hand reißen. Für diese Versicherung geben die Verse 29

---

*) Selbst Nitzsch sagt Seite 186 seines Systems der christlichen Lehre, fünfte Auflage (oder Seite 168, dritte Auflage): »in ihm ist das Wort oder das uranfängliche Prinzip aller göttlichen Aeußerungen, Schöpfungen und zur Erlösung vorbereitenden Thaten, folglich der Gott der Offenbarung und die Offenbarung selbst Mensch geworden;« wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß die obige Ansicht sich ganz auf Nitzsch berufen dürfe.

und 30 den Grund an: Sein Vater habe sie ihm gegeben, und der sei größer, als Alle. Da sie nun Niemand aus des Vaters Hand reißen könne, werde sie auch Niemand aus der seinigen reißen; denn er und der Vater sei Eins. Von Wesenseinheit ist hier gar keine Rede, sondern von der Einheit des Gesandten und Dessen, der ihn sendet. Der Vater hat den Sohn gesendet und hat ihm die Schafe gegeben; er wird darum auch mit seiner Macht und seinem Ansehen dem Sohne zur Seite stehen*). Es ist ein gesteigerter Ausdruck für den nicht unähnlichen Ausspruch des Apostels: Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? — Das ist der Sinn der Beweisführung; und gewiß richtiger, als der von Herrn Dalläus herausgepreßte: „Gleiche Erhabenheit und Macht, wie der Vater, besitzt **dereinst** der Sohn, der gleichwohl jetzt erniedrigt ist, und darum kann dem Sohne Niemand die Schafe aus der Hand reißen.“ Denn Christus sagt nicht: Ich und der Vater werden Eins sein, sondern er beruft sich auf eine schon vorhandene Einheit. Auch befindet sich hier Herr Dalläus in einem sonderbaren Widerspruche, wenn er Seite 70 fortfährt: „So (nämlich von seiner dereinstigen Macht und Erhabenheit) verstanden es auch die Juden;“ und dann doch von den Juden sagt: Nicht auf die von seiner (dereinstigen?) Macht und Erhabenheit zeugenden Werke nehmen sie Rücksicht. — Die Juden hatten jenen Ausspruch von einer gleichwesentlichen Einheit Christi mit dem Vater verstanden. Um der Gotteslästerung willen, sagen sie Vers 33, steinigen wir dich, und daß du ein Mensch bist und machst dich selbst einen Gott. Die Gotteslästerung fanden sie darin, daß Christus Gott seinen Vater nannte, und von sich sagte, er sei Eins mit ihm. Christus widerlegt nun zwar seine Wesenseinheit mit dem Vater nicht, aber er will sie den erbitterten Juden gegenüber auch nicht behaupten, sondern bloß die Befugniß, Gott seinen Vater zu nennen, aus der alt-testamentlichen Stelle Psalm 82, 6 darthun und so den Juden ihr Unrecht klar machen [34—36]. Heißen in der Schrift, das ist der Sinn seiner Worte, obrigkeitliche Personen

*) Auch sonst, besonders im politischen Leben, gilt ja der Grundsatz: der Gesendete und der Sender, der Repräsentant und der Repräsentirte, bilden „Eine moralische Person.“

schon Götter *): so kann es doch keine Gotteslästerung sein, wenn ich, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat, sage, ich sei Gottes Sohn. Dann aber will er jene Behauptung seiner Einheit mit dem Vater aus seiner Wirksamkeit erhärten [Vers 37 – 38]. Thue ich die Werke meines Vaters, so glaubt doch meinen Werken, daß ich und der Vater Eins sind, oder wie er jetzt gemilderter sich ausdrückt, daß der Vater in mir und ich in ihm sei. — Wenn der Herr wirklich das gesagt hätte, was Herr Dalläus als den Gedankengang unserer Stelle „unbedenklich“ ausspricht, 1) der Sohn und der Vater haben (dereinst?) gleiche Erhabenheit und Macht, 2) diese beruht auf Wesensgemeinschaft, 3) folglich hat der Sohn gleiches Wesen mit dem Vater: dann freilich hätte der Herr den Juden die Steine in die Hände gegeben, und hätte sie nicht mehr ihrer Unempfänglichkeit wegen so hart anklagen können; denn wie hätte er den Juden schon zumuthen können zu glauben, was seine eigenen Jünger noch nicht verstehen? Kommt doch vier Kapitel später auf eine Aeußerung des Philippus eine ganz ähnliche, selbst gemilderte, Beweisführung vor [14, 11 ff.]**); und schließt er doch da seinen Jüngern gegenüber mit der Vertröstung auf die Zukunft [Vers 20]: „An demselbigen Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch.“ — Was hatte ich nun Seite 24 des guten Rechtes aus dieser Stelle geschlossen? Nichts anders, als daß der Name „Gott“ in der heiligen Schrift auch noch in einem weitern relativen Sinne vorkomme. Und diesen Schluß bringt auch Herr Dalläus nicht weg. — Mag auch der sechste Vers des 82. Psalms an Fürsten und Könige, ja selbst an heidnische Tyrannen gerichtet sein: genug, die heilige Schrift nennt auch Menschen in gewissem Sinne Götter; mag auch das alte Testament, wie richtig bemerkt wird, zwischen Jehovah und Elohim einen Unterschied machen: das neue Testament hat

---

*) Wiefern sie nämlich Gottes Stellvertreter sind, und ein von ihm anvertrautes Amt in dessen Namen verwalten.

**) Joh. 14, 11 ff.: Glaubet mir, daß ich im Vater und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubt mir doch um der Werke willen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun; denn ich gehe zum Vater.

dafür nur Ein Wort, und dieses eine Wort kommt auch von Menschen vor. Wenn aber Herr Dalläus sagt, ich hätte aus dieser Stelle unkundigen Lesern die im guten Rechte vertheidigte Meinung beibringen wollen, als ob alle Menschen in nicht wesentlich anderm Sinne, als Christus selbst, Götter zu nennen wären: so ist das ein Irrthum. Aus dieser Stelle folgerte ich bloß, daß der Name Gott auch in einem weitern Sinne in der Bibel vorkomme. Die allerdings von mir vertretene Meinung, daß Stellen, in welchen Christus geradezu Gott genannt worden wäre, in keinem andern Sinne genommen werden dürften, als in demjenigen, in welchem die Gottheit auch den wiedergebornen Menschen in der heiligen Schrift zugeschrieben wird: diese Meinung suchte ich durch ganz andere Stellen zu beweisen.

Zu diesen gehört Joh. 17. Wenn der Herr für die Gläubigen betet, daß sie alle Eins seien, „gleichwie du Vater in mir und ich in dir; daß auch sie in uns Eins seien. — Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, gleichwie wir Eins sind. Ich in ihnen, und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in Eins, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast, und liebest sie, gleichwie du mich liebest": muß aus diesen Worten nicht geschlossen werden, die Einheit des Sohnes und des Vaters sei wesentlich dieselbe, wie zwischen dem Vater und den Kindern Gottes. Auch Herr Dalläus findet Seite 72 in diesen Worten die Art bestimmt, in welcher eine Gemeinschaft der Christen mit Gott und unter sich statt findet. Wie der Vater und der Sohn Eins sind im heiligen Geiste: so werden auch die Christen mit Gott und unter sich Eins sein im heiligen Geiste. Die Gleichartigkeit der Gemeinschaft muß also auch er anerkennen, und diese Gleichartigkeit wird nicht aufgehoben, auch wenn man einen Unterschied hinsichtlich des Grades und Umfangs anerkennt. Wenn aber Herr Dalläus sagt, die Eigenschaft der Ewigkeit könne doch unmöglich den Gläubigen zukommen: so vergißt er, daß diese Eigenschaft nicht sowohl der Persönlichkeit Jesu Christi, als vielmehr dem in ihm erschienenen göttlichen Prinzipe, das sich zum absoluten Lebensgrund seiner Persönlichkeit gemacht hatte, zukomme, und daß jeder Mensch gleichfalls einen göttlichen Lebensgrund in sich trage, "einen Gott [59] in seinem Innern ver-

nehme," dem er doch die Ewigkeit und Vorweltlichkeit nicht wird abstreiten wollen. — Wenn aber der Herr Vers 5 und 24 sagt: "Vater, verkläre mich mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war," und "der Vater hatte ihn geliebt, ehe die Welt gegründet ward": so ist dieses offenbar von der menschlichen oder gottmenschlichen Persönlichkeit des Erlösers gesagt. Eine Herrlichkeit hatte Christus bei dem Vater, ehe die Welt war, wiefern der ganze Weltplan auf seine Erscheinung in der Mitte der Zeiten, auf seine Bedeutung als des Hauptes der Menschheit, durch welches diese ihrer vollen Bestimmung zugeführt werden sollte, angelegt war. Indem er nun wirklich in den Besitz jener Herrlichkeit (nicht aber in den Wiederbesitz, denn von einem wieder, das doch so nothwendig wäre, ist hier nirgends die Rede) eintritt, kann auch seine weitere Bestimmung sich vollkommen erfüllen, den Gliedern die Herrlichkeit zu geben, die Gott ihm gegeben, auf daß sie Eins seien, wie Gott und Christus Eins sind [Vers 22]; wie denn auch uns Gott erwählt hat in demselbigen, "ehe der Welt Grund gelegt war" [Eph. 1, 4]. — Wenn es endlich heißt, "Christus in uns", so versteht es sich von selbst, daß Christus nach seiner eigenen Erklärung nur da ist, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, wo er gepredigt und geglaubt wird. Seine Wirksamkeit ist, wie die heilige Schrift deutlich lehrt, keine unmittelbare, sondern vermittelt durch die Sendung des heiligen Geistes, durch das Evangelium, durch die Kirche, durch das Sakrament. — Was ich behauptet hatte, daß hier eine gleiche Einheit des Vaters und des Sohnes, wie beider mit den Erlösten ausgesprochen sei, hat Herr Dalläus nicht widerlegt, ja, er gibt selbst eine Gleichartigkeit der Einheit zu. Den Unterschied aber zwischen Christus und den Christen, ungeachtet dieser wesentlichen Gleichheit, habe auch ich nie geleugnet.

Die Stellen 2. Petr. 1, 4; Apostelgesch. 17, 29; Col. 3, 10; 2. Cor. 3, 18; Röm. 8, 17; Gal. 4, 17, in welchen die Menschen als göttlichen Geschlechtes und die Wiedergebornen als der göttlichen Natur theilhaftig ꝛc. dargestellt werden, widerlegt Herr Dalläus nicht. Er fragt nur: Wo in der heiligen Schrift wird dem Menschen die Gottheit zugeschrieben? Was ist denn aber "göttliche Natur" anders als Gottheit? Die Stelle Matth. 5, 48, in welcher dem Menschen als höchstes Ziel

die Vollkommenheit Gottes gezeigt wird, fertigt Herr Dalläus mit dem Bemerken ab, es sei nicht abzusehen, zu welchem Ende Matth. 5, 48 eingeschoben werde; — eine leichte Manier, über entgegenstehende Schriftstellen hinwegzukommen. Eben so leicht nimmt es Herr Dalläus mit den Stellen Col. 2, 9 und Eph. 3, 19; an der ersten wird von Christo gesagt, in ihm wohne die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, an der letztern: die Christen würden erfüllt werden bis zur ganzen Fülle Gottes *). Herr Dalläus macht nun einen höchst willkürlichen Unterschied zwischen Fülle der Gottheit und Fülle Gottes. Die Fülle Gottes ist ihm „die gesammte Fülle der göttlichen, sich offenbarenden Herrlichkeit, die Fülle, die Gott gehört. Fülle der Gottheit aber ist ihm die Vollständigkeit des göttlichen Wesens. Diese wohne nach Col. 2, 9 nur in Christo. Abgesehen davon, daß diese Unterscheidung, welche den Christen die göttliche Herrlichkeit zu-, das göttliche Wesen aber abspricht, ganz im Widerspruche steht mit der oben vorgetragenen Behauptung, daß Christo in seiner Erniedrigung wohl das göttliche Wesen, nicht aber die göttliche Herrlichkeit zukomme; was soll das heißen: die Christen würden erfüllt werden bis zur ganzen Fülle, die Gott gehört, und doch des göttlichen Wesens nie theilhaftig? Noch merkwürdiger aber wird die ganze Unterscheidung, wenn wir nach ihren sprachlichen Gründen fragen. Er beruft sich für den Ausdruck „Gottheit“ im Unterschiede von Gott auf Röm. 1, 20; 1. Cor. 2, 10. Nun hat freilich Luther sowohl bei Col. 2, 9, als auch bei Röm. 1, 20; 1. Cor. 2, 10 jedesmal Gottheit übersetzt, im griechischen Urtexte steht aber jedes Mal ein anderes Wort. Col. 2, 9 nämlich steht θεότης, Gottheit; Röm. 1, 20 θειότης, Göttlichkeit, und 1. Cor. 2, 10 gar θεός, Gott; und doch soll gerade aus diesen Stellen der Ausdruck „Gottheit“ erklärt werden, im Unterschiede von Gott!!

Ich wende mich zu den beiden letzten, von Herrn Dalläus beigebrachten Stellen, um sodann mit Wiederholung des Ergeb-

---

*) Das „leibhaftig“ kann nur heißen „in einer bestimmten menschlichen Persönlichkeit,“ hat also auf den Begriff „Fülle der Gottheit“ keinen steigernden Einfluß.

nisses abzuschließen. Seite 73 beruft sich Herr Dalläus auf Col. 1, 15 und Hebr. 1, 1, wo es allerdings heißt: „wie der, der in der Fülle der Zeit die Stellung des Hauptes an dem Leibe der Gemeinde eingenommen hat, derselbe ist, durch den der Vater Alles geschaffen hat, das im Himmel und auf Erden ist —; wie das alles nicht nur durch ihn erschaffen worden ist, sondern wie er auch alles erhält und trägt mit seinem kräftigen Worte, so daß Alles in ihm besteht.“ — Es versteht sich von selbst, und die Kirche hat dieses von jeher anerkannt, daß dieses nicht von der geschichtlichen Person des Erlösers, sondern von dem Ewigen und Göttlichen, das in ihm zur Offenbarung gekommen ist, gelten könne. Beide Stellen unterscheiden sich auch von Joh. 1, 1 ff. nicht unmerklich. Dort wird theils das Göttliche besonders genannt und nur dem Göttlichen (dem Worte) zugeschrieben, was hier ohne besondere ausdrückliche Scheidung vom Sohne ausgesagt ist, theils zeigt sich ein noch größerer Unterschied darin, daß nach Joh. 1, 1 durch das Wort, welches Gott ist, die Welt geschaffen wird, während nach Hebr. 1, 2 **Gott durch den Sohn** die Welt gemacht hat. — Wie sich Paulus und der unbekannte Verfasser des Hebräerbriefes das Göttliche in Christo gedacht habe, ob als besondere, vorweltliche, vom Vater unterschiedene, göttliche Person, die in Jesu Christo geschichtlich geworden sei, oder wie sonst: es wird sich aus den wenigen Anhaltungspunkten (siehe noch 1. Cor. 8, 6) schwerlich zur vollen Klarheit bringen lassen. Mögen aber diese Ansichten gewesen sein, welche sie wollen: die **Unterordnung** Christi unter den höchsten Gott ist selbst in Hebr. 1 und Col. 1 ausgesprochen; denn „Gott hat hier geredet durch den Sohn, Gott hat ihn gesetzt zum Erben über Alles, Gott hat durch ihn die Welt gemacht; und es ist das Wohlgefallen Gottes gewesen (Col. 1, 19), daß in ihm die ganze Fülle wohne. Noch bestimmter reden bei Paulus von dieser Unterordnung die Stellen Phil. 2, 9—11; 1. Cor. 11, 3 (Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt); 1. Cor. 3, 22—23 (Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes) 2c. Ferner ist nicht zu übersehen, daß es im neuen Testamente, je nach der Persönlichkeit der Verfasser, verschiedene Versuche gibt, sich das Göttliche, das in Christo erschienen war, zu er-

klären, und es ist eine Unredlichkeit, wenn man die Stellen Col. 1, 15; Hebr. 1, 3 als die Gesammtanschauung der Bibel gibt und von entgegenstehenden Stellen Nichts wissen will. So ist, um nur Eins zu berühren, die Ansicht des Apostel Petrus eine von der des Apostel Paulus, wie sie die Orthodoxen fassen, ziemlich abweichende. Er nimmt das Göttliche in Christus zwar als ein Vorweltliches, Ewiges, nimmermehr aber als besondere, von dem Vater unterschiedene Persönlichkeit. Dem Apostel Petrus ist, wie Dorner in der Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi, zweite Ausgabe, I. 99 ff., nachweis't, das christliche Prinzip vorweltlich und wirksam von Anfang an, nicht bloß in der göttlichen Vorherbestimmung, sondern in Wirklichkeit. „Aber das vorweltliche christliche Prinzip ist nicht als Persönlichkeit beschrieben.“ Und doch ist es derselbe Petrus, dem der Herr auf sein Bekenntniß („du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“), um dieses Bekenntnisses willen versichert hatte: „Ich sage dir auch, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Auch die älteste christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte hat ungeachtet der Stellen Col. 1, 15; Heb. 1, 3, im sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisse ihre Ueberzeugung dahin ausgesprochen: Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn unsern Herrn.

Fassen wir nun die bisherige Erörterung kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes:

1) In jedem Menschen ist Gott wesentlich gegenwärtig, in dem Gewissen; es ist der Lebensgrund, der die menschliche Persönlichkeit bildet, und in welchen sich diese hinwiederum hineinbilden muß, um ihren vollen Inhalt zu gewinnen.

2) Was bei jedem Menschen in beschränkter Weise und gehemmt durch die Sünde geschieht, daß nämlich Gott sich zum Lebensgrunde seiner Persönlichkeit macht, das ist in Christo in vollkommener, absoluter Weise (vergl. Joh. 3, 34) und ungehemmt durch die Sünde geschehen.

3) Im Menschen und bei Christus fällt die Persönlichkeit ganz auf die menschliche Seite, welche hier wie dort geschaffen ist. Das Göttliche in beiden ist ungeschaffen und ewig.

Mag man aber über die Vorweltlichkeit des Göttlichen in Christo denken, wie man will: Alle müssen darin übereinstimmen, daß dieses Göttliche bei der Geburt des Heilandes sich zur Potenz entäußert habe, also von da an nur Anlage, treibender Keim, bewußt- und willenloser Lebensgrund seiner menschlichen Persönlichkeit sein könne, weil sonst diese selbst zerstört wäre.

4) In Christo ist sowohl die volle Offenbarung des Göttlichen als auch die vollkommene Darstellung des Menschlichen erschienen. (Darum kann er, wiewohl der Ausdruck nicht biblisch ist, der Gottmensch genannt werden. Selbst Thomasius muß Seite 113 sagen: „Was der erste Adam nach göttlicher Bestimmung sein und werden sollte, das ist in Christo zu seiner Erfüllung gekommen“.) [1. Cor. 15, 45.]

5) Dadurch ist Christus das Haupt der Menschheit, der seine Fülle mittheilt den Gliedern. Aber wie groß auch der Unterschied zwischen ihm und den Seinigen ist, diese sind ihm dennoch wesentlich gleich. Sie sind bestimmt durch Christus zu werden, was Christus seinem Wesen nach ist. Er ist das Prinzip der Gottmenschheit Aller.

6) Damit Christus das Werk, das ihm der Vater gegeben, vollende, ist er mit derjenigen Macht und Herrlichkeit ausgerüstet, die dazu nothwendig ist. Wie aber die Wirksamkeit Christi keine unmittelbare ist, sondern vermittelt durch die Sendung des heiligen Geistes, durch die Predigt des Evangeliums, durch seine Kirche und sein Sakrament: so ist auch seine Macht und Herrlichkeit keine schrankenlose, absolute. Der Wille des Vaters ist die Schranke; und sein Name ist ihm von Gott gegeben zur Ehre Gottes, und seine Wirksamkeit ist ihm von Gott verliehen, damit das Weltziel erreicht werde, und Gott Alles in Allen werde! —

Die Lehre von der Versöhnung.

In Folge der Zweifel des Rationalismus haben auch noch andere Lehren der Kirche bedeutende Umbildungen von orthodoxer Seite erfahren, wenn sie gleich einer allseitigen Anerkennung auf jener Seite sich noch nicht zu erfreuen haben. Wir könnten diese Umbildungen hinsichtlich der Erbsündenlehre z. B., unserm neuen Katechismus-Entwurfe gegenüber, bei Julius Müller in gar manchen Punkten nachweisen; hinsichtlich der Inspirationslehre an Dorner ꝛc.; mit Beziehung auf die Schrift des Herrn Dalläus haben wir diese Umbildungen jetzt noch in der Versöhnungslehre zu besprechen.

Wer den großen Gegensatz zwischen Sünde und Gnade, welcher sich durch die heilige Schrift hindurchzieht, im Leben erfahren und begriffen hat, wird besonders der Versöhnungslehre unserer protestantischen Kirche in der Hauptsache mit Lob und Liebe sich zuwenden. Ihr sogenanntes Materialprinzip, die Rechtfertigung aus dem Glauben, würde gewiß nie die Ungunst erfahren haben, welche es zum Theil jetzt noch erfährt, wenn man nicht in engherziger Weise Behauptungen damit verbunden hätte, die nicht geeignet waren, freudige Zustimmung zu bewirken, und deren einseitige Betonung eine eben so einseitige Bekämpfung zur Folge haben mußte. — Ich hatte Seite 9 des guten Rechtes die ungerechte Anklage des Herrn Dalläus zurückgewiesen, „daß nach der rationalistischen Lehre die Werke es seien, welche uns des Himmelreichs würdig machen.“ Ich hatte mit Worten der Augsburger Konfession gesagt, auch Rationalisten bekennen, daß wir Vergebung der Sünde bekommen aus Gnaden durch den Glauben. Aber sie machen, dies war mein Gegensatz, die Zuversicht auf die Gnade Gottes zur Hauptsache, wie Jesus Christus selbst es gethan hat, und lassen eine Versöhnungslehre dahingestellt, welche zuvor die Möglichkeit der göttlichen Gnade und ihre Ausgleichung mit der göttlichen Gerechtigkeit durch den stellvertretenden Opfertod eines Gottmenschen beweisen will, und zwar durch einen Beweis, der für uns in einem ganz andern Maße wieder selbst

des Beweises bedarf. Sie glauben schon ohne solchen Beweis, und haben darum, wie es scheint, einen stärkeren Glauben, als Diejenigen, welche erst die Finger in die Nägelmale und die Hand in die Seite legen wollen (Joh. 20, 25 ff.); denn der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man hofft, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht (Hebr. 11, 1).

Daß ich damit die wissenschaftlichen Untersuchungen über diesen Gegenstand weder als unnöthig noch als gleichgiltig bezeichnen wollte, ist für sich klar. Ich hatte so gesprochen, weil ich für Christen überhaupt und für das lebendige Christenthum geschrieben hatte, und zwar in einem Augenblicke, in welchem von einer verdammungssüchtigen Partei der Stab über die Gegenpartei als über eine unberechtigte in der protestantischen Kirche gebrochen worden war. Da war es zunächst Aufgabe, das Wesentliche hervorzuheben und an das, was beiden Parteien gemeinschaftlich ist, klar und bestimmt zu erinnern. Und da ich im guten Rechte den beiden offenen Briefen gegenüber die alt-kirchliche Versöhnungslehre noch nicht zu bekämpfen hatte, konnte ich diese als das minder Wesentliche mit den Worten umgehen: Sie lassen jene Versöhnungstheorie dahingestellt. Hier wird sich nun Herr Dalläus ganz ungetreu. Er, der so oft hinter unergründliche Geheimnisse sich zurückzieht, will nun auf einmal sich nicht eher beruhigen, bis ihm hier Alles klar und gewiß ist; hier ist ihm der Punkt, „wo der Christ seine Vernunft und seinen Verstand zu gebrauchen, wo er hineinzudringen hätte in die Rathschlüsse der Erlösung, wo er zu denken berufen ist in rechter Weise.“ Ich sage das auch, aber eben so behaupte ich, der Glaube hat nicht erst auf den wissenschaftlichen Nachweis zu warten, wie ja auch Millionen viele Jahrhunderte hindurch ohne jene alt-kirchliche Versöhnungslehre freudig geglaubt haben: ob auch Herr Dalläus hier solchen Glauben einen „Aberglauben“ zu nennen wagt. Mag es Aberglaube sein, es ist der Aberglaube, welchen der Heiland beim Hauptmanne von Capernaum mit den Worten rühmt: „Solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden,“ und den er fort und fort seinen Jüngern anpreis't als die Kraft, in der sie Berge versetzen würden. Das Wesentliche dieses Glaubens aber besteht in der unbedingten Zuversicht auf die in Christo geoffenbarte göttliche Hilfe und Gnade, insbesondere auf die Gnade der Sündenvergebung.

Auch die Augsburger Konfession erklärt den Glauben in ihrem zwanzigsten Artikel mit den Worten: „Zuversicht haben zu Gott, daß er uns gnädig sei.“ Und gewiß, hätte man die Pistis des neuen Testamentes geradezu mit Zuversicht oder Vertrauen übersetzt, und nicht mit dem, so vielen Mißverständnissen unterworfenen, Worte „Glaube“: gar viele Streitigkeiten wären vermieden worden. Denn das Wort: Zuversicht schließt das Wissen und Fürwahrhalten nicht aus, hebt aber sogleich das Entscheidende gebührend hervor. Jene Zuversicht wird aber für Viele durch die als nothwendig dargestellte Verbindung mit der kirchlichen Genugthuungslehre nicht gefördert, sondern verwirrt und gelähmt.

Die letztere besteht hauptsächlich in folgenden Sätzen: durch die Sünde der Menschen ist Gottes Majestät unendlich verletzt. Nach seiner Liebe wollte er verzeihen, nach seiner Gerechtigkeit konnte er nicht. Nur ein unendliches, göttliches Wesen konnte für die unendliche Verletzung die unendliche Genugthuung leisten; aber dieses mußte auch Mensch sein, damit die Genugthuung von der Menschheit geleistet würde. Daher wurde Gott selbst Mensch, und der Gottmensch leistete dadurch, daß er die Schuld der Menschheit auf sich nahm und durch seinen Opfertod sühnte, der Gottheit die unendliche Genugthuung *).

Um dieser und ähnlicher Sätze willen **) ist vor etwa zehn Jahren der „Aufruhr“ entstanden, auf welchen Herr Dalläus Seite 60 verweis't, als zufolge eines Consistorial-Rescriptes die Lehre von dem rechtfertigenden Glauben als die Grundlehre des Evangeliums unserer vereinigten Kirche aufgenöthigt werden sollte. Einer Genugthuungslehre wollte man nicht huldigen, welche, wie selbst der von Herrn Dalläus mit Recht so hoch gerühmte Nitzsch urtheilt, den Eigenschaften Gottes, Christi, des Menschen und der Welt auf gleiche Weise widerspricht und der heiligen Schrift so wenig entspricht, daß sie durch jede Stelle, in der die Causalität der Leiden des Herrn ausgedrückt ist, auf eine besondere Art widerlegt wird. — Was mich gegen jene Lehre aufzutreten bestimmt, ist die in ihr liegende unbiblische Vorstellung, daß Gott versöhnt

*) Vergleiche: Hutterus redivivus, vierte Auflage, Seite 245.

**) Vergleiche bei Herrn Dalläus Seite 59, 61, 62.

werden müsse und nicht ohne Genugthuung den Sünder begnadigen könne; eine Vorstellung, welche, wie Rudolph Stier scharf, aber treffend bemerkt, in die Gottheit das Selbst des Teufels verpflanzt; das nimmt mich gegen jene Lehre ein, daß sie die göttliche Gerechtigkeit in einen innern Gegensatz zur göttlichen Gnade bringt, und wie sie die Natur, den Grund und den Zweck der Strafe verkennt, so auch einerseits den Begriff der Sündenvergebung völlig leugnet, indem vergeben doch nichts anders heißen kann als: nicht strafen, weder mich, noch einen andern für mich; anderseits aber den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit tödlich verletzt, indem das keine Gerechtigkeit mehr ist, die nothwendig Genugthuung fordert, und sich doch am Ende mit der Bestrafung eines Unschuldigen begnügt, statt den Schuldigen zu treffen. — Nachdem Herr Dalläus auch die Besprechung dieser Frage veranlaßt hat, kann ich jene Genugthuungslehre nicht mehr dahingestellt sein lassen, sondern muß sie ausdrücklich vom Standpunkte der heiligen Schrift, wie von dem der Vernunft aus, bekämpfen. Und ich gedenke dieses so zu thun, daß ich dabei mich vorzugsweise auf den Gewährsmann des Herrn Dalläus, den Ober-Consistorialrath Nitzsch*) in Bonn und auf den von Nitzsch so hochgerühmten Klaiber**), also auf orthodoxe Autoritäten, berufe.

Veranlassung zu jener kirchlichen Genugthuungslehre hat hauptsächlich die Stelle Röm. 3, 24—26 gegeben, in welcher gesagt wird, daß Gott Jesum Christum dargestellt habe als Sühnopfer (nicht, wie Luther übersetzt, zu einem Gnadenstuhl) durch den Glauben, in seinem Blute, zur Erweisung seiner Gerechtigkeit. Es fragt sich vor allen Dingen, was die Worte: zur Erweisung seiner Gerechtigkeit bedeuten, und was das Wesen der Gerechtigkeit sei. Von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt die richtige Auffassung der Begriffe: Erlösung, Versöhnung und Rechtfertigung ab.

---

*) Vergleiche: System der christlichen Lehre von Dr. C. J. Nitzsch. Fünfte Auflage. Bonn 1844. Seite 171—176; 265—275 ff.

**) Vergleiche: Die neu-testamentliche Lehre von der Sünde und Erlösung, von C. B. Klaiber, Dr. der Theologie, Pfarrer in Stetten im Remsthale. Stuttgart 1836. Seite 184—467.

Die Gerechtigkeit Gottes, sagt Nitzsch, bezeichnet zunächst das ihm zukommende rechte Verhalten, seine Rechtschaffenheit. Weil nun Gott die Liebe ist, so kommt es ihm zu, gegen die Menschen, die er aus Liebe geschaffen, gütig, gnädig und milde zu sein, damit der Zweck seiner Liebe, das selige Leben der Menschen, in Erfüllung an ihnen gehe, wie denn selbst von Johannes (1. Joh. 1, 9) die Vergebung der Sünden Gott als dem Gerechten und Treuen zugeschrieben wird. Da Gott aber auch die heilige Liebe und kein Böses an ihm ist, so erweis't sich seine Gerechtigkeit auch noch darin, daß das Böse in der Welt vertilgt, das Gute dagegen belebt und in seiner ausschließlichen Ewigkeit bewahrt wird. Die Gerechtigkeit wirkt immer in und mit der heiligen Liebe und die heilige Liebe in und mit der Gerechtigkeit. — In besonderem Sinne aber ist die Gerechtigkeit 1) die gesetzgebende, 2) die richtende, 3) die vergeltende. Diese gesetzgebende Gerechtigkeit zeigt sich auch in der Anstalt der Gnade und in der Versöhnung des Sünders. Denn Alles, was Gott als Stifter einer Verfassung oder als Geber eines Gesetzes thut, sollte es auch ein Gesetz des Glaubens sein, und Alles, was er zur Verurtheilung und Entkräftung der Sünde thut, sollte es auch zugleich Begnadigung des Sünders sein, ist Beweis seiner Gerechtigkeit. Und in diesem Sinne ist Röm. 3, 25—26 die Stiftung der Versöhnung als Erweisung der göttlichen Gerechtigkeit gepriesen. — Diese gesetzgebende Gerechtigkeit wird in Bezug auf das Böse allerdings auch zur richtenden und strafenden, die nicht allein im Menschen das Böse vom Guten, sondern auch die Bösen und Guten scheidet. Aber Grund und Ziel der ganzen Wirksamkeit Gottes ist und bleibt die ewige Liebe, die sich selbst mittheilen will; älter ist die Barmherzigkeit als die Strafe, und das Erbarmen rühmt sich über das Gericht (Jak. 2, 13). — Gerechtigkeit und Gnade sind immer in einander.

Vor diesem allein richtigen Begriffe der göttlichen Gerechtigkeit fällt denn auch haltlos die Meinung, als ob Gott nicht ohne ein Opfer, das seiner Gerechtigkeit oder seiner heiligen Liebe genugthuend fällt, begnadigen könne. Das sagt nie und nirgends die heilige Schrift; es ist ihr eben so fremd, als das Christus dieses Opfer gewesen und durch sein Leben oder Leiden vor Gott sich ein Verdienst erworben habe, welches uns zugerechnet würde. Es

liegt vielmehr in dem Wesen Gottes dasjenige Verhältniß zu dem Sünder, welches der gewiß orthodoxe Tholuck*) mit den Worten bezeichnet: „Gott hat sich dem Sünder nicht entfremdet, wenn auch er sich Gott entfremdet; er wird stets unveränderlich zu dem Menschen sich verhalten, ihn als Sünder eben so lieben, wie als Heiligen; denn liebt er ihn als Sünder, so liebt er ihn, um ihn zum Heiligen zu machen. Gott ist die Sonne, die unbeweglich steht, mag der Mensch aus ihrem Lichte herausfliehen oder nicht;“ und, wie Klaiber Seite 197 hinzufügt, „die beständig darauf hinwirkt, Alles wieder in ihren erleuchtenden, erwärmenden und belebenden Wirkungskreis zurückzuführen.“ Ausdrücklich lehrt endlich auch Nitzsch: „Gott wird nicht versöhnt, sondern versöhnt in Christo sich die Welt“ und bezieht sich dabei auf 2. Cor. 5, 18—21; Eph. 2, 16; Col. 1, 22; Röm. 5, 10—11.

Doch man beruft sich zum Beweise, daß die alt-kirchliche Genugthuungslehre biblisch sei, besonders auf diejenigen Stellen, in welchen der Tod Christi zu den Opfern des alten Bundes in Beziehung gesetzt wird. Aber soll diese Berufung Etwas beweisen, so möge doch erst dargethan werden, daß auch wirklich das alte Testament dem fließenden Opferblute eine solche objektiv-wirkende Kraft beigelegt und nicht vielmehr, wie Klaiber gründlich nachweis't, den ganzen Opferkultus sinnbildlich aufgefaßt habe. Die Behauptung, daß die Schuld des Opfernden auf das Opferthier etwa durch die Handauflegung übertragen und die dem Sünder gebührende Strafe an dem mit den Sünden des Opfernden beladenen und dadurch verunreinigten Opferthiere vollzogen worden sei, scheitert schon allein an der Erscheinung, daß die Priester das Fleisch vom Sündopfer als „das allerheiligste“ „an heiliger Stätte“ essen sollten, 3. Mos. 6, 26—29; 7, 1 ff. Und „will man sich nicht an dem Geiste des Mosaismus, der in so verschiedenen Beziehungen reinere und geistigere Begriffe von Jehova, namentlich seiner Heiligkeit und Gnade und seinem Verhältnisse zu den Menschen enthält, versündigen, so können wir uns für keine andere Ansicht entscheiden, als für diese, daß nach dem

*) Von der Sünde und dem Versühner, Seite 120 ff. Erste Ausgabe. Vergleiche auch das Juliheft 1846 der Monatsschrift für die unirte Kirche, von Jonas rc.

ursprünglichen Sinne der mosaischen Gesetzgebung die Vergebung zwar an das Opfer, als die von Jehova geordnete Bedingung, geknüpft war, aber das Opfer selbst nur als symbolische Darstellung der Vergebung anzusehen sei"*). — "Je mehr aber, fährt Klaiber Seite 421 fort, auf der einen Seite das sittlich-religiöse Bewußtsein in dem edleren Theile der Nation sich läuterte, auf der andern in der Masse des Volkes der äußere Ritus als todter Dienst von der eigentlichen und geistigeren Bedeutung des Opferkultus sich entfernte, desto entschiedener mußte von jenem edleren Theile, namentlich den Propheten, das Opfer als bloß äußerer Ritus in seiner Werthlosigkeit dargestellt und auf das, was das Wesentliche im Opfer war und durch dasselbe versinnbildlicht werden sollte, auf reuevolle Stimmung, auf Reinigung des Sinnes und Lebens und Hingabe derselben an Gott gedrungen werden. — So hören wir schon Samuel zu Saul sprechen: Gehorsam ist besser denn Opfer, und Achtsamkeit auf seinen Willen besser, als das Fett der Widder (1. Sam. 15, 22; Sprüchw. 15, 8; 21, 3); noch stärker spricht Jesaja (1, 11 ff.): ein Gräuel sind Jehova die Opfer der Juden, weil sie ein Sodoms- und Gomorrha-Volk und voll Blutes ihre Hände sind; dafür will er, daß sie sich reinigen, ihre bösen Werke ihm aus den Augen schaffen, den Frevel meiden und Gutes thun lernen (vergl. Jes. 44, 21 ff.; 66, 2 ff.; Amos 5, 21; Hosea 6, 6; 9, 3 ff.; Micha 6, 6 ff.). Aehnlich Psalm 51, 18 ff.: Dich freuen nicht Opfer, sonst gäb ich sie; Brandopfer gefallen dir nicht; Gott gefällige Opfer sind ein zerknirschter Geist; ein zerknirschtes und zerschlagenes Herz, Gott, verachtest du nicht" 2c. — Und wenn solche reine Ansichten sich schon im alten Testamente finden: wie können wir annehmen, daß die Apostel Idee und Symbolik des jüdischen Opferkultus bis zu dem Grade verkannt hätten, daß ihre Auffassung des Todes Christi unter der Form jener Opfer den Sinn einer objektiv-nothwendigen Versöhnung des göttlichen Zorns oder einer Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit haben dürfte? Muß nicht gerade umgekehrt in dieser Anwendung der Opferidee auf eine menschliche Person die höhere und geistigere Bedeutung der Opfer noch bestimmter hervorgehoben sich finden?

---

*) Siehe Klaiber, Seite 419 ff.

Allerdings ist der Tod Jesu Christi in mehr als einer Hinsicht nicht bloß ein Opfer zu nennen, sondern ist ein solches wirklich. Er weiht und heiligt sich Gott für seine Jünger; er ist ihm, sich selbst entäußernd, gehorsam bis zum Tode, damit auch seine Jünger geheiligt und fähig würden, sich und das Ihre Gott zu opfern (Phil. 2, 17; 4, 18; Röm. 12, 1; 1. Pet. 2, 5). — Einen neuen Bund hat Christus gestiftet, ein neues Gemeinleben gegründet. Um jenen zu stiften und dieses zu gründen mußte er sich opfern, sterben. Wen, sagt Julius Müller *), hätte eine einigermaßen aufmerksame Betrachtung der Geschichte aller Zeiten, auch der neuesten, nicht gelehrt, daß jede wahrhaft große Idee, jedes heilige Streben sich auf die entschiedene Abneigung und den plumpen Widerstand der großen Menge **) gefaßt machen, oder, wenn es dieselbe ergreifen soll, sich gefallen lassen muß, von ihr schmählich gemißdeutet und entwürdigt zu werden? Das ist der tragische Charakter der Geschichte, den auch die Natur abspiegelt, daß alles wahrhaft Schöne und Herrliche nur für vorüberfliegende Momente da ist, während das Häßliche und Gemeine die zäheste Existenz hat. Darum muß, wer sich unbefleckt von dem Schmutze der Lüge und des niedern Treibens in dieser Welt erhalten will, jeden Augenblick bereit sein, mit allen seinen Wünschen, Zwecken, Hoffnungen im Kreise des irdischen Lebens zu brechen, sich selbst zu opfern. — Christus unterliegt leidend dieser Grundbeschaffenheit des menschlichen Lebens, während er sie handelnd überwindet; sein Kreuzestod ist die That seiner freien Hingebung, aber auch zugleich eine unentrinnbare Nothwendigkeit. Darum, weil er der Heilige ist, muß er untergehen." — Aber in seinem Untergange steht er auf als gemeinschaftstiftende Macht (wo das Weizenkorn erstirbt, bringet es viele Früchte, Joh. 12, 24); indem er erhöht wird am Kreuze von der Erde, zieht er sie alle zu sich heran (Joh. 12, 32). So ist Christus das Opfer der Bundes-Erneuerung, ein Passahopfer (Math. 26, 28; 1. Cor. 5, 7); denn in der Gemeinschaft seines Todes, Blutes, Leibes gibt es Stiftung, Erneuerung der Gemeinschaft der Menschen mit Gott

---

*) Die christliche Lehre von der Sünde. II. 358.

**) Und zu dieser großen Menge haben von jeher die Schriftgelehrten und Theologen vorzugsweise gehört.

und unter sich. — Wie demnach der Tod des Heilandes theils als Opfer überhaupt, theils als bundesstiftendes Passahopfer insbesondere seine volle Wahrheit hat, so ist diese gleichfalls vorhanden, wenn mit Beziehung auf das große Versöhnungsopfer der Juden Christi Tod mehrfach im neuen Testamente als Sühnopfer dargestellt wird (2. Cor. 5, 21; Röm. 3, 25; Hebr. 8, 9—10; 1. Petr. 2, 24; 1. Joh. 2, 2). Da aber die heilige Schrift in Gott keinen andern letzten Grund des Leidens Jesu kennt, als dieselbe Liebe, in welcher er der Welt seinen Sohn gesandt, so muß auch von dieser Liebe aus allein jede göttliche Nöthigung des Heilandes, in den Tod der sündigen Welt versöhnend einzugehen, verstanden werden. Um der sündigen Welt das Leben zu geben, verschonte Gott selbst des Sohnes nicht, der im Tode sich ihm für sein Volk hingibt, um in dieser Liebesthat das geistige Mitsterben und Aufleben des Volkes zu bewirken. Nur als die Macht und Möglichkeit unserer wirklichen Entsündigung ist Christi Tod ein Sühnopfer und sein Blut ein Lösegeld für Viele (Math. 20, 28). Aber dieses Lösegeld wird weder dem Himmel noch der Hölle bezahlt, sondern an die Menschen, wiefern jene Hingabe des Erlösers die wirkliche Befreiung der Sünder anzeigt und begründet*). Indem aber der Erlöser den Tod leidet, um der Welt das Leben zu geben, leidet er in gewissem Sinne auch an ihrer Stelle den Tod; er erleidet ihn äußerlich, damit wir vom geistigen und ewigen Tode errettet würden; und die Sündenstrafe der Welt liegt wirklich auf ihm, aber innerlich, in seinem Mitgefühle mit dem Verderben der Welt und in seinem

---

*) Treffend bemerkt hier Rudolph Stier: »Ja wohl hat Christus sein heiliges, reines, göttlich-menschliches Leben und sein theures Blut als Lösegeld für uns dahingegeben, und wenn man den Geldausdruck will, bezahlt. Aber an wen? Nicht an Gott, den ewig Reichen, der weder als die Liebe, noch als die Gerechtigkeit Jemandes bedarf, daß er von Menschenhänden, und wären es durchbohrte Jesushände, gepfleget würde, so er selbst Jedermann Leben und Odem und Alles, also auch die Vergebung der Sünden, gibt (Röm. 11, 35—36); — sondern an uns Menschen, die Armen, Nackten und Verlornen, die Bankerotten, hat Christus sein heiliges Leben vermittelst des Todes und der Auferstehung gezahlt, und zwar aus dem ewigen Reichthum der göttlichen Erbarmungskasse, über deren Tiefe und Unerschöpflichkeit sich auch Paulus Röm. 11 verwundert.«

Ringen und Kämpfen zu ihrem Heile. Durch seine Wunden sind wir geheilet, und der vollkommene Widerspruch seines Werthes und seines Geschickes löst sich darin auf, daß sein Tod ihm zur Verklärung gereicht und an uns sich zu unserer Seligkeit in der Buße wiederholt.

So ist Christus uns zur Gerechtigkeit gemacht und das Prinzip aller einzelnen Rechtfertigungen geworden. Diese Rechtfertigung aber, d. h. die Sündenvergebung und die Macht, Gottes Kind zu werden, wird nur demjenigen zu Theil, der aus aller Selbstsucht und jedem Selbstruhme herausgeht und mit glaubigem Vertrauen der in Christo erschienenen göttlichen Liebe, Gnade und Kraft das Herz aufschließt; eine Hingabe, die dann eben so sehr in immer gründlicherer Buße sich bethätigt, als sie zu immer reicheren Erweisen der Liebe gegen Gott und die Brüder entzündet und kräftigt. — Der Unglaube aber, der zur Verdammniß führt, ist nicht der Zweifel an dieser oder jener Form, an diesem oder jenem Satze der kirchlichen Lehre, sondern — das der höchsten Liebe, wie sie in Christo erschienen ist, sich verschließende Herz.

Hiemit glaube ich die Bedeutung des Todes Jesu und die mit ihm in innigster Verbindung stehende protestantische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben in der Hauptsache angedeutet zu haben. Erschöpfend kann diese Auseinandersetzung schon darum nicht genannt werden, weil sie den Zusammenhang des Todes Jesu mit seinem Leben, seiner Lehre, seiner Auferstehung und seiner Sendung des heiligen Geistes nicht bespricht, sondern voraussetzt. Ich hoffe aber auch gezeigt zu haben, wie die orthodoxe Wissenschaft, wo sie gründlich zu Werke geht und nicht mit unverständigem Eifer aus Zion herausschreit, den Zweifeln des Rationalismus Genüge thut und diesem selbst dadurch die Tiefe und die Herrlichkeit des Evangeliums immer vollständiger aufschließt. Auf anerkannt rechtgläubige Autoritäten wollte und mußte ich mich bei diesen Auseinandersetzungen ausdrücklich berufen, theils um den starren Symbolgläubigen, die so gerne mit der Wissenschaftlichkeit und der Gründlichkeit ihrer Ansichten sich breit machen, das Anmaßende und Unwahre dieses Ruhmes entgegenzuhalten, theils um den Freunden eines vernünftigen Christenthums die Berechtigung und die Nothwendigkeit des Rationalismus auch von dieser Seite

im Interesse des Christenthums zu zeigen, und sie in ihrer Anhänglichkeit an denselben zu befestigen und zu ermuthigen. Mögen Andere andere Wege einschlagen, um zum Ziele zu gelangen: ich halte den von mir eingeschlagenen Weg für besonders förderlich, gegenüber von Freund und Feind. Ich habe und suche kein anderes Verdienst bei dieser Arbeit, als die Ergebnisse der besonnenen christlichen Wissenschaft in immer größere Kreise der protestantischen Welt einzuführen. Wer sich näher und gründlicher unterrichten will, nehme die von mir genannten Schriftsteller selbst zur Hand; schon zum Lesen derselben angeregt zu haben, scheint mir ein Segen zu sein. Insbesondere aber möchte ich noch einmal auf Bruch's Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben den Nicht-Theologen empfehlend verweisen. Aus obiger Darstellung des Todes Jesu lassen sich genügend die Fragen beantworten, welche Bruch [II., 120] mit Recht an jede Genugthuungslehre also stellt: „Was sagt Jesus, wenn wir ihn fragen, auf welche Weise wir Vergebung unserer Sünde bei Gott erhalten? Antwortet er, daß sie einzig und allein abhänge von seinem Tode? Nein, vergleiche Luk. 15 die Erzählung vom verlornen Sohne und Luk. 18, 9 die vom Zöllner und Pharisäer ꝛc. Und wie sollten wir uns denken, daß auch schon im alten Testamente von Sündenvergebung so oft die Rede ist? Wie sollte ich mir es denken, daß Jesus mehrmals Vergebung der Sünden zusichert, noch lange ehe er seinen Tod am Kreuze erduldet hatte?“ — Der Tod Jesu ist nur als die volle Einführung seiner Wirksamkeit in die Welt zu verstehen, und schließt Vereinzeltes, das damit verwandt ist, nicht einmal im Heidenthume, geschweige im Judenthume, oder gar in der Zeit seines irdischen Lebens aus.

Schluss-Bemerkungen zu der Schrift des Herrn Dalläus.

Indem ich mit Beziehung auf die Behauptungen des Herrn Dalläus noch Einiges über die symbolischen Bücher der lutherischen und reformirten Kirche sagen muß, glaube ich für Viele kein überflüssiges Werk zu thun, wenn ich bemerke, daß damit diejenigen Schriften gemeint sind, in welchen die alt-protestantische Kirche, besonders des sechzehnten Jahrhunderts, ihre Glaubensansichten niedergelegt hat. Die erste dieser Schriften, der Zeit wie dem Range nach, ist das Augsburger Glaubensbekenntniß, welches von Melanchthon verfaßt, und dreizehn Jahre nach dem Beginne der Reformation im Jahre 1530, zu Augsburg dem deutschen Kaiser übergeben worden war; die Reihe der lutherischen Glaubensbekenntnisse schließt die sogenannte Eintrachtsformel, welche im Jahr 1577 zu Kloster Bergen vollendet wurde, und in welcher ein streng gegliedertes, wissenschaftliches Glaubensbekenntniß vorliegt, durch welches subtile Menschenwerk die obwaltenden Streitigkeiten mit höchster Autorität entschieden werden sollten. Die übrigen symbolischen Schriften der lutherischen Kirche sind: die Vertheidigung der Augsburger Konfession; die Schmalkalder Artikel und die beiden Katechismen Luthers. — Reformirter Seits hat in Deutschland besonders der Heidelberger Katechismus vom Jahre 1563 das Ansehen einer Bekenntnißschrift erlangt. Aber fast jedes reformirte Land hat seine besondere Bekenntnißschrift; es gibt schweizerische, österreichische (böhmische, ungarische), polnische, französische, englische (schottische), deutsche Confessionen. Die sogenannten Dordrechter Canones vom Jahre 1618 und 1619 treiben, wie lutherischer Seits die Eintrachtsformel, die dogmatische Schärfe im Bekenntnisse und die Verwerfung der Gegensätze auf die Spitze. Von den Tagen zu Dordrecht und Bergen hat die Erstarrung der protestantischen Kirche und ihre thatsächliche Umwandlung in eine nur anders gestaltete katholische Kirche begonnen, welche statt eines lebendigen Papstes, wie mit Recht gesagt wird, jetzt einen noch schlimmeren, einen

papiernen hatte, auch mannigfach als unfehlbar, ja als alleinseligmachend sich darstellte. — Wie man im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte die Bibel auffaßte, so sollte dieselbe in alle Ewigkeit aufgefaßt werden, und ausdrücklich wurden die Glieder der protestantischen Kirche, besonders die Geistlichen, auf den Inhalt jener Schriften verpflichtet und ihre Rechtgläubigkeit nach ihnen, und nicht mehr nach der Bibel, bemessen. Zwar behauptete man fortwährend, diese symbolischen Bücher hätten nur Geltung, weil sie mit der Bibel übereinstimmten; aber die Nichtübereinstimmung in sehr wichtigen Punkten, welche schon im vorigen Jahrhunderte von redlichen Schriftforschern zugegeben werden mußte, verwandelte nach und nach jenes unbedingte: „weil" in ein milderes, bedingtes: „wiefern." Die vollständige buchstäbliche Geltung wagt auch jetzt kein Theologe mehr, was den Grundsatz betrifft, zu behaupten; aber, wo es sich um Anwendung dieses Grundsatzes handelt, tritt oft genug die alte Härte und beschränkte Verdammungssucht gegen Abweichungen von den symbolischen Büchern hervor, während man sich selbst orthodoxer Seits die bedeutendsten Abweichungen unbedenklich erlaubt.

Auch Herr Dalläus sagt Seite 80 ganz richtig: „vollkommener und erschöpfender Ausdruck der evangelischen Wahrheiten können und wollen die Symbole nicht sein; aber Beiträge sind sie jedenfalls zur Lösung der der Kirche aller Zeiten gestellten Aufgabe, die in der Schrift bewahrte Heilslehre zu einem entwickelten und klaren Bewußtsein zu bringen. Als Kinder ihrer Zeit tragen sie die Spuren derselben an sich, und haben ihre erste und eigentlichste Bedeutung allerdings für die Zeit, in welcher und für welche sie entstanden sind." — Doch nicht bloß für diese Zeit! „Nur soll die Kirche bei derselben nicht stehen bleiben und die angefangene Entwickelung nicht als abgeschlossen betrachten, sondern fortschreiten." Es ist dieser Fortschritt allerdings eine so unabweisbare Sache, daß sich jetzt auch die Orthodoxie theilweise zu ihm bekennt, während sie lange Zeit jeden Fortschritt verworfen, und ein anderer Theil auch heute noch kein Jota vergeben will. Aber fortschreiten muß die Kirche nicht bloß „zu einer möglichst allseitigen und umfassenden," sondern auch zu einer immer richtigeren, reineren, der heiligen Schrift und der christlichen Vernunft immer mehr entsprechenden Erkenntniß der

ihr verliehenen Wahrheit; indem sie nicht bloß „die Errungenschaft aller christlichen Vergangenheit nochmals vornimmt,“ sondern auch die Errungenschaft des menschlichen Geistes überhaupt hinzunimmt, und durch diese wie durch jene ihren Fortschritt bedingt sein läßt. Ein Fortschritt, der sich um den allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geistes nicht kümmert oder über denselben nur zu lamentiren weiß, schadet dem Christenthume unendlich und verengt die Weltreligion zu einer Conventikel-Angelegenheit. — Auf der andern Seite hat auch Herr Dalläus Recht, wenn er Seite 81 darauf dringt, daß bei diesem Fortschritte die bisher betretene Grundlage nicht verlassen und das nicht aufgegeben werde, was bis auf diesen Tag von Anfang an als Grundlehre des Evangeliums betrachtet wurde. Die schrankenlose Niederreißung des Bestehenden, die schrankenlose Abweisung jeder Fortbildung, das Eine ist so zerstörend (destruktiv) als das Andere. „In jeder wirklichen Entwickelung, sagt Julius Müller *), sind zwei Richtungen unauflöslich mit einander verbunden, die erhaltende und die neubildende. Wenn jene die Vergangenheit und den innigsten Zusammenhang mit ihr in der Gegenwart festzuhalten sucht, so strebt diese aus der Gegenwart die lebendigen Keime der Zukunft hervorzutreiben und zu entfalten. Jede von beiden Richtungen fordert die andere als ihre nothwendige Ergänzung; jede von beiden würde sogleich, die eine durch Erstarrung, die andere durch Auflösung, das sich entwickelnde Leben und damit sich selbst zerstören, wenn sie ihren Gegensatz verdrängte, um sich ausschließlich geltend zu machen.“

Aber über die Frage, was von Anfang an bis auf diesen Tag als Grundlehre des Evangeliums betrachtet wurde, und was zum Wesen und zur Form des christlichen Glaubensbekenntnisses gehört, darf nicht so engherzig und ungeschichtlich bestimmt werden, wie es von Herrn Dalläus geschehen ist. Denn gibt es etwas Ungeschichtlicheres z. B. als die Behauptung [Seite 81]: „Beständige Lehre der Kirche war der Glaube an die Gottheit Christi.“ Etwas Höheres, ein Göttliches hat man allerdings von jeher in Christo verehrt; nimmermehr aber war seine Gottheit, am allerwenigsten in dem alt-kirchlichen Sinne, beständige

*) Die christliche Lehre von der Sünde. II. 74 ff.

Lehre. Herr Dalläus nennt die Lehre der Ebioniten als die älteste Irrlehre von Christo; und es ist wahr, sie sehen in Christo nur einen ausgezeichneten und bei seiner Taufe mit göttlicher Kraft ausgerüsteten Menschen, keineswegs einen mensch-gewordenen Gott. Aber besinnen wir uns doch; wer sind denn diese Ebioniten? Es sind die ersten, aus dem Judenthume gesammelten, Christen; es ist die Christengemeinde zu Jerusalem und Pella, also die älteste, orthodoxe Kirche. Und nicht wegen ihrer Ansicht von Christo ist ihr Name zu einem Sektennamen geworden, sondern deßhalb, weil sie die Fortbeobachtung des jüdischen Gesetzes auch im Christenthume für nothwendig erklärten; „denn die Orthodoxie (möge das doch nie vergessen werden!), wenn sie von der Bildung des Zeitalters überflügelt und von der öffentlichen Meinung verlassen ist, wird zur Ketzerei.“ — Ja, wenn Herr Dalläus Seite 7 so scharf hervorhebt: „In Sachen des Glaubens kann keine Stimmenmehrheit entscheiden“: hat er denn Seite 82 so ganz vergessen, was die Arianer zum Falle brachte? Weiß er denn nicht, wie gerade durch Stimmenmehrheit erst im vierten Jahrhunderte die Gottheit Christi zum Kirchenglauben erhoben wurde? — Ja durch etwas weit Schlimmeres noch als Stimmenmehrheit, nämlich durch den Einfluß der Kaiser, durch die weltliche Gewalt. Ließ nicht Kaiser Konstantin alle Schriften des Arius verbrennen, alle Anhänger desselben als Feinde des Christenthums erklären, und Jeden mit dem Tode bedrohen, der auch nur Schriften von ihm besaß? Ich will weder die Meinung des Arius, noch viel weniger die des Aetius und Eunomius, welche geradezu alle göttliche Wesenheit in Christo leugneten, in Schutz nehmen: aber sind sie durch die innere Macht der Wahrheit besiegt worden? Ist der Sieg der entgegenstehenden Partei, welche die Gottheit Christi lehrte, durch die Gewalt der Gründe herbeigeführt worden? Oder ist nicht vielmehr ihr endlicher Sieg hauptsächlich durch die lange und mächtige Herrschaft des Kaisers Theodosius I. bewirkt worden, welcher die Gegner für wahnsinnige und ehrlose Ketzer erklärte, die den kaiserlichen Strafgerichten zu übergeben seien? War nicht die Kirchenversammlung zu Konstantinopel, welche im Jahre 381 ihre Schlußentscheidung gab, höchst willkürlich und einseitig im Sinne des genannten Kaisers zusammengesetzt? —

Von solchem Gehalte ist die Behauptung: Beständige Lehre der Kirche war der Glaube an die Gottheit Christi. Wie konnte man auch nur zu solcher Behauptung, dem sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisse gegenüber, das uns den volksthümlichen Glauben der ersten Jahrhunderte überliefert, den Muth haben, indem dieses ausdrücklich nicht die Gottheit Jesu bekennt, sondern vielmehr sagt: „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, — der sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters.“ Auf dieses Argument, das ich schon im guten Rechte hervorgehoben, hat Herr Dalläus keine Antwort; so sei es denn noch einmal in Erinnerung gebracht. Mit bloßem Jammern und Seufzen werden solche Beweise nicht umgestoßen, und wenn man dessen ungeachtet mit salbungsvollen Worten, wie wir sie Seite 81 und 82 lesen, die Sache abzuthun glaubt: so möge man nicht vergessen, daß dieses mit viel größerer Salbung die Katholiken den Protestanten gegenüber zu thun das Recht hätten. Es versteht sich bei solchen Bekämpfungen von selbst, daß man sich auch unfähig macht zu unbefangener Prüfung der entgegenstehenden Ansicht. Denn wie kann man recht klagen, wenn man nicht recht übertreibt? Und nichts Anderes doch als Uebertreibung ist es, was Herr Dalläus in einer Schrift, die mich zu widerlegen hat, Seite 81 und 85 als die ihm entgegenstehende Ansicht aufführt. Wo hatte ich gesagt, daß Christus „nur ein heiliger Mensch oder sonst ein vorzügliches Geschöpf sei, jedenfalls nichts weiter?“ Wo hatte ich gesagt, die Vernunft, und nicht die heilige Schrift, sei Lehr- und Glaubensnorm? Weder habe ich das gesagt, noch durch mein Thun zu solchen Behauptungen berechtigt. Lasse man doch das Seufzen und prüfe dafür um so schärfer, aber auch um so unbefangener!

Noch greller aber werden die Behauptungen des Herrn Dalläus da, wo er aus meinem Satze, „daß weder ein Lehrer noch Laie die zum katholischen Dogma gehörenden, von den protestantischen Symbolen verworfenen, Grundsätze öffentlich bekennen dürfe, ohne sich von der Kirche zu trennen,“ Seite 86 seine Folgerungen zieht. Er vergißt dabei den obersten protestantischen Grundsatz von dem höchsten Ansehen der heiligen Schrift gänzlich; er ignorirt jede Fortbildung der Lehre auf Seiten der Rationalisten; ja er wagt es die Anrufung Jesu Christi, wenn

man anders als die Kirche von ihm denke, ungeachtet des Paulinischen Ausspruches Tit. 2, 5—6, mit der katholischen Anrufung der Heiligen auf Eine Linie zu stellen; und weil die katholische Kirche nur eine geschwächte Kraft zum Guten dem natürlichen Menschen zuschreibt, die symbolischen Schriften der protestantischen Kirchen aber eine gänzliche Verderbtheit: so ist ihm sogleich Jeder, der diese letztere auf den Grund der heiligen Schrift leugnet, ein Katholik, und unberechtigt in der protestantischen Kirche. — Wohin soll eine solche äußerliche Geltendmachung des Buchstabens führen? Wie leicht läßt sich auch die Spitze solcher extremen Behauptungen gegen Den kehren, der sie auszusprechen wagt! Herr Dalläus behauptet z. B., wie wir oben sahen, Christus habe im Stande der Erniedrigung seine Macht auch nach seiner Gottheit abgelegt; und doch wird gerade diese Behauptung von den symbolischen Schriften der lutherischen Kirche auf das Heftigste bekämpft, ja geradezu als eine schaudervolle Gotteslästerung („horrenda blasphematio“) bezeichnet! Ganz gleichmäßig wird diese Ansicht von den reformirten und lutherischen Symbolen verworfen, und doch soll das den Symbolen der beiden Kirchen Gemeinschaftliche in der vereinigten Kirche gelten, und mit solcher Geltung Ernst gemacht werden. Wohlan, warum macht ihr denn nicht Ernst damit zuerst gegen euch selbst? — Seite 89 wagt Herr Dalläus sogar die Behauptung, es stände für alle Unbefangene jetzt unleugbar fest, „daß zwischen Schrift- und Kirchenlehre kein wesentlicher Unterschied bestehe.“ Warum weichen denn aber so viele besonnene Orthodoxe von der Kirchenlehre, auf Grund der heiligen Schrift, ab? Warum, um bei den bisherigen Autoritäten stehen zu bleiben, bekämpft Dorner die bisherige Inspirationslehre und die Christologie? Warum Julius Müller die Erbsünde, nach der Seite wenigstens, daß sie zugleich verdammende Schuld sei? Warum Nitzsch und Klaiber die Genugthuungslehre? — Sind das etwa nur unwesentliche Dinge? Trete man doch mit solchen Behauptungen nicht öffentlich auf, sondern spreche sie da aus, wo sie allein keinen Widerspruch finden, in den Conventikeln. Mit solchen Behauptungen wird wahrlich der Rationalismus nicht „überwunden,“ noch Eifer und Freudigkeit für die große Sache des Christenthums und seine Neubelebung in unsern Tagen geweckt.

Es ist doch gar zu arg, meint Herr Dalläus Seite 85, daß ich gesagt hätte, die Orthodoxen wüßten es selber nicht, was in den Symbolen gelten solle. Er beruft sich auf die „klassischen Arbeiten" eines Höfling, Nitzsch, Thomasius, Sartorius. Ich will den Gegnern die Freude lassen, das Schriftchen von Höfling über die Geltung der symbolischen Bücher eine klassische Arbeit zu nennen; die übrigen haben meines Wissens keine besondern Schriften über diesen Gegenstand geschrieben. Was ist aber auch am Ende gewonnen, wenn man sich über den rein formellen Satz verständigt hat, „daß zwischen buchstäblicher Geltung und gänzlicher Verwerfung der Symbole die Wahrheit in der Mitte liege." Das habe auch ich nie in Abrede gestellt. Aber wie weit gehen sogleich die Meinungen aus einander, wo es sich um Namhaftmachung des eigentlichen Inhaltes handelt. Wie scharf stehen sich Nitzsch und Sartorius in der Versöhnungslehre gegenüber; wie schroff trat dieser, als es sich um den Inhalt eines neuen Ordinations-Formulars handelte, auf der Generalsynode zu Berlin im vorigen Jahre dem Ersteren entgegen! Doch, damit ich sehen soll, „wie leicht es sei, den gemeinsamen Lebensgrund auch detaillirter anzugeben," hält mir Herr Dalläus Seite 92 ff. folgende Punkte vor, auf welche hin nach Einladung der Londoner „Gesellschaft zu allgemeiner evangelischer Vereinigung" Christen aller evangelischen Bekenntnisse im August 1846 in London zusammengetreten sind. Als gemeinsamer Lebensgrund wird da genannt der Glaube an

1) die göttliche Eingebung, Autorität und Genügsamkeit der heiligen Schrift,
2) die Einheit des göttlichen Wesens und die Dreieinigkeit der Personen,
3) die gänzliche Verdorbenheit menschlicher Natur in Folge des Sündenfalls,
4) die Menschwerdung des Sohnes Gottes und sein Werk der Versöhnung für die sündigen Menschen,
5) die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein,
6) das Werk des heiligen Geistes zur Bekehrung und Heiligung der Sünder,
7) das Recht und die Pflicht jedes Einzelnen, die heilige Schrift auszulegen,

8) die göttliche Einsetzung des Predigtamtes und die fortwährende Verbindlichkeit der Sakramente, der Taufe und des Abendmahls.

Also auch diese Gesellschaft erkennt das Recht, ja sogar die Pflicht jedes Einzelnen an, die heilige Schrift auszulegen. Wenn nun der Einzelne diese Pflicht übt, von diesem Rechte Gebrauch macht; wenn er in der heiligen Schrift wohl die Lehre vom Vater, Sohne und heiligen Geiste, die begreiflicher Weise nicht uneins sind, findet, nirgends aber eine „Dreieinigkeit der Personen“ im alt-kirchlichen Sinne; wenn er ebenso wenig die gänzliche Verdorbenheit der menschlichen Natur darin ausgesprochen sieht; oder wenn sogar eine Kirche, wie z. B. unsere vereinigte, in ihren Unterrichtsbüchern jene Lehren als unbiblische übergangen hat: was folgt? „Von diesem wesentlichen Inhalte kann sich keine Kirche lossagen, sie höre denn auf, eine evangelische zu sein, auch eine unirte nicht,“ so belehrt uns Herr Dalläus. — Wir haben im Jahre 1846 ein merkwürdiges Seitenstück zu jenen acht Sätzen erlebt. Am 10. August 1846 ist von der Generalsynode in Berlin, auf welcher die edelsten und besten Kräfte Preußens zusammenwirkten, in ihrer 39. Sitzung mit 48 Stimmen gegen 14 ein Ordinations-Formular angenommen worden, in welchem „die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils“ in folgenden Fragen dem Geistlichen bei seiner Einsegnung vorgehalten werden: Ich frage euch, „ob ihr mit der allgemeinen Christenheit auf Erden bekennet Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist? Sodann ob ihr mit der gesammten evangelischen Kirche zum Ersten Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, der sich selbst entäußerte *) und Knechtsgestalt annahm, bekennt als den einigen Mittler, sintemal er als Prophet vor Gott mächtig von Thaten und Worten den Frieden verkündigt hat, dahingegeben ist um unsrer Sünden willen, und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket, danach sich gesetzet hat zur Rechten der Majestät in der Höhe und herrscht ewiglich als das Haupt der Gemeinde, die er sammelt und erhält mit-

*) Daß nach Phil. 2, 9 nicht eine vorweltliche Person, sondern der geschichtliche Jesus Christus sich entäußerte, hat de Wette in seinem Commentare klar dargethan.

telst des Wortes und der heiligen Sakramente durch den heiligen Geist, der von ihm gesendet in unsere Herzen uns Jesum nennen lehrt unsern Herrn, und die Gnade erkennen, so uns in ihm geschenkt ist? — zum Andern, ob ihr im Glauben an solche frohe Botschaft von der freien Gnade Gottes in seinem geliebten Sohne bekennen und bezeugen wollt, daß wir allzumal Sünder sind, aber Kinder Gottes werden durch den Glauben an Christum, in welchem wir, gerechtfertigt vor Gott aus Gnaden ohne Verdienst der Werke, das Pfand des unvergänglichen Erbes haben, das behalten wird im Himmel, und daß wir durch denselben Glauben, der in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt, in täglicher Erneuerung der Herzen vollbereitet werden auf den Tag Jesu Christi?"

Mag der Einzelne über Einzelnes an dieser Zusammenstellung der Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils noch seine Ausstellungen zu machen haben: ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen jenen acht Sätzen und diesem Formulare leuchtet klar hervor. Dort wird die symbolische Dreieinigkeit und die Lehre von drei Personen der Gottheit, hier der einfache biblische Glaube an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist; dort die gänzliche Verdorbenheit der Menschen nach symbolischer Zuthat, hier das biblische Bekenntniß, "daß wir allzumal Sünder seien," betont; Fassungen, von welchen die erstere als eine noch engherzige, befangene sich auf den ersten Blick erweis't, während die letztere auf dem festen Boden der heiligen Schrift den gerechten Forderungen der Zeit entgegenkommt, und darum sich nicht unkräftig erweisen wird, ihre Zerrissenheit zu überwinden und ihre Schäden zu heilen, ob auch der preußischen Landeskirche von einigen Symbolgläubigen um dieses freieren, aber durchaus evangelischen Formulars willen der Name einer evangelischen möge streitig gemacht werden.

Gerade darin liegt ja ein Hauptsegen der vereinigten Kirche, daß sie nicht mehr an die symbolischen Bücher ihre Glieder bindet, und darum die Aufgabe des Protestantismus, allen Menschensatzungen und Traditionen gegenüber immer entschiedener auf die heilige Schrift und die einfache apostolische Kirche zurückzugehen, mit rechter Freiheit von ihr vorgenommen werden kann. Und insbesondere wir Pfälzer haben hier ein theures Vermächtniß unserer Väter zu schützen und zu erhalten; es ist der laut und feierlich

zum Gesetze erhobene Grundsatz, daß den symbolischen Büchern nur gebührende Achtung zukomme, keineswegs aber das Ansehen einer Glaubens- oder Lehrnorm; dieses letztere Ansehen gebühre nur der heiligen Schrift. Wo aber ein rechtes Verständniß der heiligen Schrift gewonnen und ihr wahrer ewiger Gehalt rein von allem Zeitlichem, Oertlichem, Persönlichem und Zufälligem ermittelt werden soll, da muß auch die Vernunft des Menschen die ihr gebührende Stellung zur heiligen Schrift, wie wir sie oben aus einander setzten, einnehmen; und namentlich hat sie das auch von Herrn Dalläus ihr zugesprochene Recht, alles Widervernünftige und Unvernünftige abzuweisen, und nur dem sich zu beugen, was die Macht hat, vor ihr als Wahrheit sich auszuweisen. Der Protestantismus ohne Rationalismus, die Berufung auf die heilige Schrift ohne den Gebrauch der Vernunft als des Mittels und des Maßstabs zur Erkenntniß ihrer ewigen Wahrheit, ist ein Unding, und selbst Herr Dalläus kann am Ende nur den Namen Rationalismus verwerfen, aber nicht der Macht seines Prinzips sich entziehen. Ich finde darum auch keinen Grund, das, was Herr Dalläus von Seite 94—100 gegen die Berechtigung des Rationalismus in unserer vereinigten Kirche vorgebracht hat, im Einzelnen zu widerlegen. Wäre wirklich wahr, was Herr Dalläus hier vorbringt, so hätte er selbst mit seinen Behauptungen, daß die Geheimnisse der Offenbarung nichts Widervernünftiges und Unvernünftiges an sich tragen dürften, und daß die innere Nöthigung, dem Evangelium zu glauben, vom Gewissen ausgehe, kein Recht mehr in unserer Kirche; er hätte einen Vertilgungskrieg gegen sich selbst begonnen.

So ungerecht aber auch alle Vorwürfe waren, die mir in der bis jetzt geprüften Schrift in reichlichem Maße zu Theil wurden; zu wie vielen unrichtigen Darstellungen auch der Parteistandpunkt, den Herr Dalläus eingenommen hatte, ihn verleitete: immerhin bleibt seine Schrift ein achtungswerthes Denkmal eines strebsamen Geistes, eines religiösen Ernstes und reicher Belesenheit; und wiewohl sie noch auf der Zinne der Partei steht und darum vielfach unbefähigt ist zu unbefangener, richtiger Würdigung des Gegensatzes: so bietet sie doch auch vielfache Anknüpfungspunkte zur Verständigung dar; und es läßt diese Schrift den Eindruck zurück, daß bei fortgesetzter Besprechung eine immer größere Gerechtigkeit

des Urtheils und eine immer breitere Grundlage des Verständnisses hervorgetreten wäre. Daß solche Hoffnungen bei dem Herrn Verfasser sich nicht mehr erfüllen können, beklage ich aufrichtig und tief; und dieß um so mehr, als von der Partei der Evangelisch-Gläubigen, wie sie sich mit eben so großer Anmaßung als Verblendung nennt, Ungerechtigkeit und Entstellung an der Tagesordnung sind, und ihre übrigen Erzeugnisse auf dem Gebiete unserer Pfalz alle Fehler der bis jetzt geprüften Schrift in verstärktem Maße an sich tragen, ohne auch nur im mindesten ihre Vorzüge zu theilen.

Die Wochenschrift des Herrn Lippert.

„In unsrer Zeit, sagt Herr Dalläus Seite 9, sind Redensarten eine Macht geworden; sie sind ein bequemes Mittel, jede unbequeme Erscheinung alsbald zu brandmarken und bei denen wenigstens um allen Kredit zu bringen, denen die Galle oder das Blut sich schon regt, wenn sie nur eins dieser gehässigen Stichwörter zu hören bekommen.“ Was hier gegen die freisinnige Partei angeführt wird, gilt in noch verstärkterem Maße für dieselbe. Ein Wort reicht für Viele schon hin, ohne weitere Prüfung das Verwerfungsurtheil auszusprechen; es ist der Vorwurf des Unglaubens. Mit dieser hinterlistigen Waffe wird auf Seite der Symbol-Gläubigen in blindem Parteieifer in Schriften und noch mehr in Conventikeln gekämpft. Wer nicht unbedingt zu ihrer Fahne schwört, nicht alle Lehrsätze, die ihnen gefallen und wie sie ihnen gefallen, nachbekennt, der steht ihr sogleich auf gleicher Stufe mit den äußersten Erscheinungen des Tags und wird mit und in ihnen verworfen. Geistliche sind es sogar, die also richten und verdammen; Geistliche sind es, welche die Gegensätze der Zeit, die Vermittelungen der Wissenschaft, die ernsten Gründe der Abweichungen von dem symbolischen Systeme kennen müssen, und dennoch wider besser Wissen und Gewissen unter das Volk ihre verwirrenden Behauptungen senden, ihren Bannstrahl schleudern. An ihrer Spitze steht Pfarrer Lippert von Speier, welcher aus der lutherischen Kirche des jenseitigen Baierns in unsere vereinigte Kirche herüberkam, und sich nun geberdet, als ob diese noch mitten in den Satzungen seiner früheren Kirchengesellschaft stände. Derselbe gibt seit Oktober 1846 unter dem Titel: Evangelium und Kirche eine Wochenschrift für christliche Belehrung und wahren Fortschritt, zu-

nächst für die Rheinpfalz heraus. Nach dieser Wochenschrift gibt es *) bloß zwei große Gegensätze in unserer Zeit, welche im schneidendsten Widerspruche zu einander stehen, wie Licht und Finsterniß. Sie heißen Glaube und Unglaube. „Einen Mittelweg gibt es nicht. — Es hilft dir darum auch nichts, daß du sagst: Ich will mich über die Parteien stellen; damit hast du nur auf kluge Weise die Wahrheit verleugnet und eine neue Partei gestiftet.“ — Natürlich ist die Wahrheit nur auf der Seite der Wochenschrift. Gläubig ist ihr bloß der, welcher Alles, was die protestantische Kirche des sechzehnten Jahrhunderts in ihren Bekenntnissen für den Kern und Mittelpunkt des christlichen Glaubens gehalten hat, also z. B. auch die gänzliche Verdorbenheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalls, von ganzem Herzen mitglaubt und mitbekennt. Wer es nicht thut, ist ein Ungläubiger, und kaum gibt die Wochenschrift noch einige Schattirungen zu. Aber trotz dieser Schattirungen handelt es sich doch jetzt nur um die Eine Frage: „Werden wir, falls den Gegnern ihr Vorhaben gelingt, noch eine evangelisch-christliche Kirche haben, oder nicht?“ Ungeachtet dieser Schattirungen werden der „deutsch-katholische Dissident“ und „der moderne Lichtfreund mit ihren Zweckessen und Trinkgelagen,“ die „Vernunftgläubigen“ mit ihrem Kampfe gegen die Fesselung der Gewissen durch Symbolschriften aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, die „unkirchlich Gesinnten endlich, welche sich gegen jede ernstere Sitte und Ordnung sträuben und denen zu viel Gottesfurcht in der Welt ist,“ in Eine Reihe zusammengestellt; und damit der Gegensatz des Glaubens und des Unglaubens vollständig werde, wird Seite 7 gezeigt, wie sich diese Gegensätze auch im Leben darstellen. Auf der Seite des Unglaubens steht der ausschließlich auf das Irdische und Zeitliche gerichtete Sinn; ferner der sittliche Leichtsinn, welcher bis zur Leugnung eines lebendigen und persönlichen Gottes voranschreitend, seine Spitze findet in dem Ausspruche ungezügelter Fleischeslust: Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir todt; endlich jene blinde Zerstörungssucht, welche mit allem Bestehenden unzufrieden, alle menschlichen und göttlichen Bande zu zerreißen strebt ꝛc. (Siehe auch Seite 31 und 46.) — Ja

*) Vergleiche die beiden ersten Blätter vom Oktober 1846.

Seite 47 werden unsere Bemühungen geradezu „Umtriebe und Schilderhebungen gegen die heiligsten Bande und die Glaubens-Fundamente der vereinigten Kirche genannt,“ und Seite 12 vom Jahre 1847, „Widerspruch gegen das Evangelium, — der allein aus dem unbekehrten Herzen komme,“ den Gegnern vorgeworfen. Welche furchtbare Anklagen werden hier gegen den Unglauben, d. h. im Sinne des Herrn Lippert, gegen jede freiere Richtung, auch gegen Diejenigen, welche gegen das Unvernünftige und Widervernünftige in Sachen des Glaubens auf den Grund der heiligen Schrift protestiren, ohne Wahl und Scheidung in den Tag hineingesprochen! Herr Lippert muß doch wissen, daß solcher Unglaube, wie er ihn hier zeichnet, auf das Entschiedenste von den Rationalisten, die er mit unter seinen Ungläubigen begreift, verworfen und bekämpft wird; Herr Lippert muß wissen, daß die Gegensätze auf der freisinnigen Seite nicht minder groß sind, als die auf der alt-gläubigen Seite, daß namentlich auf letzterer schon die gröbsten wissenschaftlichen und sittlichen Verirrungen vorgekommen sind: welchen Rationalisten fällt es aber ein, deßhalb Herrn Lippert anzuklagen! Warum also klagt Herr Lippert uns um Alles an, was es in der Welt Verwerfliches und Unchristliches gibt? Herr Lippert muß wissen, daß auch die rechtgläubige Orthodoxie, mit Ausnahme höchstens seiner eigenen herrschsüchtigen und alleinseligmachenden Partei, nicht mehr anders kann, als die Zweifel des Rationalismus anzuerkennen, und in Folge dieser Zweifel eine bedeutende Umbildung des Lehrbegriffs der symbolischen Bücher bereits begonnen hat. Herr Lippert muß wissen, daß die evangelische Welt keineswegs in die Heerlager der Alt-Gläubigen und Ungläubigen zerspalten ist, sondern daß in der Mitte dieser äußersten Richtungen die überwiegende Mehrzahl Derer steht, welche festgegründet auf dem Boden der heiligeu Schrift auch der Vernunft die ihr gebührenden Rechte nicht verkümmern, sondern die Schäden der Zeit heilen wollen durch einen Glauben, der gewurzelt in dem göttlichen Worte auch den Fortschritten des menschlichen Geistes entspricht, und darum mit Liebe und Freudigkeit aufgenommen und bekannt werden kann. Will ja doch auch seine Wochenschrift [Seite 2] „mit der Wahrheit des Evangeliums, die da frei macht, an die evangelischen Gemeinden kommen, und mit freundlicher, herzlicher Belehrung aus Gottes Wort und den

Gründen der durch dasselbe aufgeklärten und erleuchteten **Vernunft!**« Bekennt sich ja selbst Herr Lippert zu dem Fortschritte, und will nur den sichern Boden nicht verlieren, auf welchem allein ein gesegneter Fortschritt möglich ist. — Nun, wir auch nicht. Und es ist eine lieblose, heillose Entstellung, wenn Herr Lippert [Seite 5] fortfährt: »Und dieser ist und bleibt in Ewigkeit derselbe, von welchem 1. Cor. 3, 11 geschrieben steht: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, welcher gelegt ist, welcher ist Jesus Christus, derselbe, der da spricht, Joh. 4, 6: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Auf diesem Grunde evangelischer Wahrheit voranzuschreiten, wie er in der heiligen Schrift, der einzigen Regel und Richtschnur unseres Glaubens, verkündet wird, wie ihn die christliche Kirche von Anfang an und die ganze evangelische Kirche jederzeit bekannt hat und noch bekennt und in alle Ewigkeit bekennen muß, wenn sie eine protestantisch-evangelisch-christliche Kirche bleiben will — das soll unsere Aufgabe sein.« — Welcher Rationalist in unserer Pfalz hat je diesen Grund verleugnet? Wer von uns Pfarrern namentlich steht nicht mit freudigem Bekenntnisse auf diesem Grunde? Ist es gewissenhaft, so die eigene Absicht, welche die symbolischen Schriften mit ihren Besonderheiten und menschlichen Entwickelungen zur Geltung erheben will, zu verdecken, und die Bemühungen der Gegner, welche gerade nichts Anderes wollen, als jenen Grund gegen die Symbol-Gläubigen wahrhaft zu behaupten, als widerchristlich und ungläubig zu brandmarken. Die Verwirrung der Gegensätze, die geflissentliche Zusammenwürfelung und Gleichstellung des Verschiedenartigsten, die leidenschaftliche Verdächtigung der Gegner nach allen Beziehungen hin — das ist der erste große Fehler, den diese Wochenschrift sich zu Schulden kommen läßt, und der ihren Herausgeber, welcher natürlich die Verantwortlichkeit für alle namenlosen Aufsätze seiner Schrift zu übernehmen hat, durchaus unfähig macht, ein Urtheil abzugeben in den Bewegungen, die jetzt die protestantische Kirche und auch die vereinigte Kirche unserer Pfalz durchziehen.

Und ihr zweiter Fehler ist die gänzliche Verkennung und Verdrehung der obersten Grundbestimmungen der vereinigten Kirche unserer Pfalz. Unsere vereinigte Kirche schreibt den symbolischen

Büchern im dritten Paragraphe ihrer Vereinigungsurkunde „gebührende Achtung“ zu. Was man auch immer unter diesem Worte begreifen möge, das kann nimmermehr darin liegen, daß sie Glaubens- und Lehrnorm seien, weil dieses „allein die heilige Schrift“ sein soll. Nun sagt die Wochenschrift Seite 4 vom Jahre 1846 zunächst zwar gegen Dr. Rupp, aber dennoch im Allgemeinen (siehe auch Seite 13 vom Jahre 1847): „Nicht darum handelte es sich, ob Bibel oder Symbol, d. h. ob Gottes Wort oder das zu Recht bestehende kirchliche Bekenntniß gelten solle. — Nie hat die evangelische Kirche dieses jenem an die Seite gestellt, nie einen Gegensatz zwischen Beiden als vorhanden zugegeben, nie ihr Bekenntniß als an sich verbindlich erklärt, sondern allezeit nur um der Bibel willen, und der Nachweis, daß die Lehre der Kirche nicht mit der Schrift in Einklang stehe, sind die Lichtfreunde bis heute noch schuldig geblieben [siehe indeß oben]. — Nein, das war und ist vielmehr die Frage, um die sich's handelt: ob der Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, sammt dem auf ihm gegründeten, zu einem heiligen Tempel in dem Herrn wachsenden Bau noch ferner festgehalten, oder ob ein neuer Grund gelegt, ein neuer Bau begonnen, ein neuer Tempel, ein Tempel der Vernunft, soll aufgerichtet werden. Das war und ist die Frage: ob die Bibel, die ganze, ungetheilte, unverfälschte Bibel, und das auf sie gegründete Bekenntniß in Sachen des Glaubens und der Lehre noch ferner gelten soll, oder ob der Geist der Welt, der Menschengeist als Träger aller göttlichen Offenbarung, als Glaubensquell und Norm, als heiliger Geist soll gelten, ob das gemeinsame Bekenntniß also fallen und in so viele einzelne, vorübergehende Meinungen sich verflüchtigen soll, als Pfarrer und Gemeinden oder Köpfe da sind. Das ist der wahre Gegensatz, dieß das wirkliche „entweder — oder“ in dieser ganzen Lebensfrage.“ — Diese Worte geben theils einen weitern Beleg zu dem zuerst gemachten Vorwurfe ab; denn wir gerade wollen ja nichts Anderes, als die ganze, ungetheilte, unverfälschte, nicht an die Auslegung der Symbole gebundene, sondern der alleinbefugten christlichen Wissenschaft zur Erklärung freigegebene Bibel; theils zeigen sie die Voreingenommenheit des Herrn Herausgebers auch über die Stellung der Symbole zur heiligen Schrift. Der alte Grund und der alte

Bau, ob auch Holz, Heu, Stoppeln [1. Cor. 3, 12] in diesem Bau sich finden, ist ihm eins und dasselbe. Nun ist freilich wahr, die Symbol=Gläubigen sagen, allein die heilige Schrift solle gelten, und die symbolischen Schriften nur, weil sie übereinstimmen mit ihr; es ist wahr, an sich haben sie die Bekenntnißschriften nie für verbindlich erklärt, sondern nur um der Bibel willen. Aber was nützt dieses Sagen und Erklären, womit ihr bei Geltendmachung der Symbole euch deckt. Obenan steht euch dennoch die Geltung der Symbole, und wer von ihnen auf den Grund der heiligen Schrift abweicht, ist euch eben ein Ungläubiger, wie viele Gründe er auch aus der heiligen Schrift für sich anführe. Was hilft jenes Sagen und Erklären, wenn ihr fort und fort vor jeder Entwickelung die Augen zuschließt, und der ganzen Gegenwart zum Trotz in den Tag hineinzubehaupten wagt: „noch sei nicht nachgewiesen, daß Kirchen= und Schriftlehre nicht in Einklang stehe.“ Der Gegensatz ist dennoch vorhanden, wie ich oben an höchst wichtigen Lehren nachgewiesen habe. Namentlich erkennt auch unsere vereinigte Kirche diesen Gegensatz an, und will darum nicht die symbolischen Bücher, sondern allein die heilige Schrift als Lehrnorm.

Daß aber die symbolgläubige Partei umgekehrt nicht sowohl die heilige Schrift als die Bekenntnisse will, das geht zu Genüge aus dem Artikel: „die den kirchlichen Bekenntnissen gebührende Achtung“ auf Seite 10 vom Jahre 1846 hervor. Nach diesem Artikel „gelten in unserer vereinigten Kirche noch alle Lehrbestimmungen der sämmtlichen Bekenntnißschriften beider Kirchen, in so weit diese mit einander übereinstimmen.“ Und warum? Weil die Vereinigungsurkunde ausdrücklich erklärt, allein die heilige Schrift solle als Lehrnorm gelten; weil die Vereinigungsurkunde selbst § 4—8 über das heilige Abendmahl, die Gnadenwahl und die Nothtaufe besondere Bestimmungen treffe. In der That, schlagende Gründe! Selbst das königliche Consistorium zu Speier nach seiner früheren überwiegend symbolgläubigen Zusammensetzung hat solche Behauptungen lange Zeit nicht gewagt, und sogar das oft genannte Reskript vom 27. Januar 1836, mit den Anfangsworten: „Eingedenk der ernsten Verpflichtung“ sagt ausdrücklich: „Die vereinigte Kirche des Rheinkreises hat keine symbolischen Bücher, nach welchem sie

ihren Glauben und ihre Lehre bemessen könnte. — Weil aber die fragliche Kirche keine Symbole als Norm anerkennt, darum muß mit erhöhter Gewissenhaftigkeit an den positiven Elementen, welche sie in und mit der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes sich bewahrt hat, festgehalten werden." — Man kann es wünschenswerth finden, daß auch unsere vereinigte Kirche sich bestimmter über ihre Auffassung der heiligen Schrift und über den Inhalt ihres Glaubens ausspreche und darauf hinwirken: aber man entstelle doch so gröblich die Geschichte nicht, und sage nicht, daß nach der Vereinigungsurkunde unsere Kirche an alle Lehrbestimmungen der sämmtlichen Bekenntnißschriften beider Kirchen, soweit sie mit einander übereinstimmen, gebunden sei. Das haben weder die Gemeinden, noch die Behörden, noch die Generalsynoden, wie schon hundertmal auf das Schlagendste nachgewiesen wurde, gewollt *). — Man kann über die Güte und Zweckmäßigkeit unsers eingeführten Katechismus, als eines Leitfadens für den Jugendunterricht, ja selbst hinsichtlich seines Lehrinhaltes verschieden urtheilen und Abänderungen herbeizuführen bemüht sein, wie es der Verfasser dieser Zeilen selbst in einer eigenen Schrift bereits gethan hat: das aber steht unleugbar fest, daß dieser Katechismus den Glauben unserer vereinigten Kirche, wie sie ihn der Jugend mitgetheilt wissen will, enthält, also auch in diesem Sinne eine Bekenntnißschrift ist; und es ist doch wahrlich ein Widerspruch im höchsten Grade, wenn von der Lippert'schen Wochenschrift in dem

*) Siehe außer meinem guten Rechte Seite 37 ff. noch die Schrift von Paulus: die protestantisch-evangelische unirte Kirche in der bayerischen Pfalz. Heidelberg 1840, welche eine kostbare Sammlung der wichtigsten, hieher gehörigen Actenstücke nebst treffenden Beleuchtungen des gesinnungstüchtigen, ehrwürdigen Herausgebers enthält. In der neuesten Zeit hat Herr Kolb, der Herausgeber der Speyerer Zeitung, die Geschichte unserer vereinigten Kirche in einem besondern Schriftchen (kurze Geschichte der vereinigten protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche der bayerischen Pfalz. Speyer 1847, 2te Auflage) jedwedem Protestanten mit Treue und Klarheit zugänglich gemacht. Der bedeutende Absatz dieses Werkchens zeigt zu Genüge, daß die Protestanten der Pfalz in ihrer großen Mehrheit nicht die Leute sind, welche sich durch die Entstellungen des Herrn Lippert über ihre Rechte täuschen, oder wie das Motto jenes Schriftchens sagt, „dumm machen lassen" werden.

Artikel: Ist die unirte Kirche in der Pfalz bekenntnißlos? [siehe Seite 7 vom Jahre 1846] die eingeführte Agende, das Gesangbuch und die in den Schulen gebrauchte biblische Geschichte, nicht aber auch der immer noch zu Recht bestehende Katechismus zu denjenigen Schriften gerechnet wird, aus welchen das Bekenntniß unserer Kirche darzuthun sei: der Katechismus, aus dem ja gerade die Jugend in dem Bekenntnisse ihrer Kirche unterrichtet werden, den sie auswendig lernen, der ihr Jahre hindurch im Schul- und Confirmandenunterrichte erklärt werden soll. Nein, das steht fest, unser Katechismus ist eine Bekenntnißschrift, nicht in dem Sinne einer bindenden Lehrnorm; denn als Lehrnorm erkennt in höchster Autorität unsere Kirche nur die Bibel, wohl aber in dem Sinne, daß der Glaube unserer vereinigten Kirche, wie sie ihn an die Jugend gebracht wissen will, darin in seinen Hauptzügen enthalten ist. Das wage ich zu behaupten, selbst auf die Gefahr hin, von Herrn Lippert als ein „nicht einsichtsvoller Gegner" bezeichnet zu werden.

Doch Herr Lippert fährt Seite 42 fort: denken wir uns einmal, es bestehe darüber gar kein Zweifel, daß die symbolischen Schriften beider getrennten Confessionen außer aller normirenden Geltung gesetzt seien. Nun aber fragen wir: Was heißt gebührende Achtung? Heißt das etwa die Bekenntnisse in gebührender Achtung halten, wenn man ihre Lehre und ihren Inhalt ohne Urtheil und Prüfung verwirft, und bei jeder Gelegenheit schmähend über dieselben urtheilt? wenn man sie vor aller Welt, wie es fortwährend von den Unkirchlichen geschieht, als Mustersammlungen religiösen Unsinnes hinzustellen sucht? wenn man sie behandelt — wie Machwerke von unverständigen Schulknaben, die in der Bibel gar nicht Bescheid gewußt? Ist das „die gebührende Achtung, wenn man dieß alles thut und gegen sie eifert und über sie schmäht, ohne sie nur dem Namen nach recht zu kennen, geschweige denn sie gelesen und mit der heiligen Schrift verglichen zu haben?" — Wir antworten Herrn Lippert unbedenklich mit: Nein, das ist keine gebührende Achtung. Aber wer von uns hat dieses gethan? Herr Lippert legt seinen Gegnern recht unsinnige Dinge in den Mund, um sie leichten Kaufes los zu werden. Hätte Herr Lippert Seite 31 ff. und 46 meines guten Rechtes gelesen, er hätte gesehen, was seine

Gegner unter „gebührender Achtung“ verstehen. Was er aber unter dieser Achtung versteht, wird auf Seite 42 klar. „Wenn unter den gegenwärtigen Auslegern der heiligen Schrift, sagt er, darüber ein Streit sein könnte, ob die Lehre von der Gottheit Christi in der Bibel stehe (und es kann nicht bloß darüber ein Streit sein, sondern es ist wirklich schon von den ältesten Zeiten her dieser Streit vorhanden), wenn sie sich darüber nicht einigen können, so halte man die allgemeinen Symbole und die Bekenntnißschriften in gebührender Achtung und frage einmal bei ihnen, was sie sagen *). — Man verfahre ebenso bei allen und jeden Glaubensartikeln, über die man sich streitet (nämlich ob und wie sie in der Bibel stehen!) — das hieße denn doch wenigstens „gebührende Achtung der Symbole“, und diese können und müssen die Bekenner der unirten pfälzischen Kirche in Anspruch nehmen“ **). Das ist deutlich gesprochen, so deutlich, daß wir jedem Pfälzer Protestanten, der noch Ohren zu hören hat, ein ernstes Hört! zurufen. Das also wollen Diejenigen, welche es „mit dem Bestehen unserer Kirche so wohl meinen“. Die heilige Schrift setzen sie unter die Lehrüberlieferung, ganz so

---

*) Was das älteste, ehrwürdigste Symbol, das apostolische Glaubensbekenntniß darüber sagt, haben wir oben gesehen.

**) Es ist bemerkenswerth, daß die Wochenschrift selbst einmal die Geltendmachung der Symbole als bindender Lehrnorm, wofür sie kämpft, verurtheilt und indirekt Zeugniß ablegen muß für die gute Sache ihrer Gegner. — Es ist, sagt sie Seite 55, ein eitles und thörichtes Vorgeben, wenn jemand ohne die Schrift etwas von geistlichen Dingen zu verstehen glaubt. Oder will er vielleicht auf Andere sich berufen, und deren Aussagen über die Schrift Glauben schenken? Das hieße in der That, sein Heil und seine Seligkeit bei andern Menschen suchen, und sein Höchstes und Heiligstes, sein ewiges Wohl auf der Menschen wandelbare Meinungen und Gedanken über die Schrift bauen. Das wäre auch — abgesehen von allem andern Schaden — in hohem Grade unprotestantisch, ja gewissenlos. Ist es je nothwendig, daß ein Mensch bloß für sich selbst stehe, und eigenes Urtheil habe, so ist es hier; in Gottes Wort und seinen heiligen Lehren muß Jeder selbst zu Hause sein, oder er steht in Gefahr, in der Blindheit seines Weges ganz und gar vom rechten, seligen Leben sich zu verlieren. — Gerade das ist's, was uns bestimmt, gegen die Symbole als zwingende Glaubensgesetze zu sprechen.

wie die katholische Kirche; und es ist zwischen dieser und ihnen in diesem obersten entscheidenden Punkte nur der Unterschied, daß die katholische Kirche diese Lehrüberlieferung bei lebendigen Päpsten und Bischöfen, die Symbol-Gläubigen aber in todten, jeder weitern Bewegung unzugänglichen Schriften finden. Verleugnet wird der einzig richtige, uralte protestantische Grundsatz, die heilige Schrift nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern vor allen Dingen aus sich selbst zu erklären. Kann die Verwirrung größer, kann die Täuschung ärger sein? Das wagen Geistliche einer Kirche in's Angesicht zu sagen, deren alleinige Lehrnorm die heilige Schrift im Gegensatze zu den Symbolen ist, welche in ihrem Katechismus [Frage 137] es ihren Gliedern klar und bestimmt vorhält: Unsere Kirche heißt evangelisch-christlich, weil sie durchaus keinen andern Glaubensgrund erkennt, als allein die heilige Schrift, und in dieser ganz besonders das Evangelium nach den klaren Aussprüchen des Stifters unserer Religion; und unsere Kirche heißt protestantisch [Frage 136], weil sie das edelste Recht des vernünftigen Menschen, frei und redlich in der Erkenntniß der wohlgeprüften Wahrheit fortzuschreiten, mit christlichem Muthe in Anspruch nimmt, und gegen alle Geisteskechtschaft, wie gegen allen Gewissenszwang ewigen Widerspruch einlegt.

„Aber selbst Die, sagt die Wochenschrift Seite 42, welche bei dem Vereinigungswerke thätig gewesen sind, haben es ganz anders verstanden. Das läßt sich am apostolischen Glaubensbekenntnisse genau nachweisen, — auf welches ja nach § 9 der Vereinigungsurkunde die Kinder getauft werden müssen.“ Aber gerade der Umstand, daß die Vereinigungsurkunde das apostolische Glaubensbekenntniß ausdrücklich und dieses allein noch besonders hervorhebt, zeigt doch zur Genüge, auch wenn die ganze Geschichte und der klarste Wortlaut der Urkunde die Behauptungen des Herrn Lippert nicht der Unwahrheit bezüchtigte, daß sie es mit den andern symbolischen Schriften nicht so wolle gehalten wissen. Das apostolische Glaubensbekenntniß steht auch ganz anders da, als die übrigen symbolischen Schriften und verdiente diese Auszeichnung. Es ist ja das älteste, einfachste Bekenntniß der gesammten christlichen Kirche; und wenn es jedenfalls auch unter der Bibel steht und nach dieser beurtheilt werden muß, nicht aber umgekehrt, so legt gerade dieses Bekenntniß, wie wir wiederholt hervorheben

müssen, ein unwiderlegliches Zeugniß ab, daß die erste christliche Kirche Jahrhunderte hindurch den Glauben an die Gottheit Christi, an die Dreieinigkeit, an eine stellvertretende Genugthuung, an das gänzliche Verderben des Menschen in Folge des Sündenfalls nicht in ihrem Volksbekenntnisse gehabt hat. Was aber die älteste, reinste christliche Kirche nicht als nothwendig zur Seligkeit bekannt hat, das sollen uns diese neuen Buchstabenmänner nicht als Joch auf die Hälse legen, unter welchem Unzähligen die Freudigkeit des Glaubens entschwindet und seine Kraft erlahmt. Gerade das apostolische Glaubensbekenntniß ist ein festes, unüberwindliches Bollwerk gegen jedes unevangelische Beginnen in unserer vereinigten Kirche.

So leidet denn die Wochenschrift an dem zweiten Fehler einer völligen Verkennung, ja Auflehnung gegen den obersten Grundsatz unserer Kirche. Die Symbole sind ihr trotz aller Versicherungen vom Gegentheil das Erste, die heilige Schrift das Zweite. Sie vermag keinen Unterschied zu machen zwischen normirender Geltung und gebührender Achtung, und wo letztere nicht im ersteren Sinne genommen wird, kann sie sich nur „Spott und Verachtung, Verhöhnung und Verwerfung" denken. So fehlt es ihr denn auch in diesem Punkte durchaus an der Fähigkeit zu einer richtigen Würdigung des Wesens unserer vereinigten Kirche.

Der dritte und noch schlimmere Fehler endlich, der diese Wochenschrift unfähig macht, auf eine gesegnete Weise in unseren kirchlichen Angelegenheiten mitzusprechen, ist die Entstellung von Thatsachen zur persönlichen Herabwürdigung der Gegner. Sie macht sich jene zurecht, wie sie sie gerade brauchen kann. Schon in dem Bisherigen ist dieser dritte Vorwurf zum Theil begründet; aus dem Folgenden aber wird die Richtigkeit dieses Vorwurfes noch schlagender jedem Unbefangenen entgegentreten. — Auf Seite 2 vom Jahre 1846 hat die Wochenschrift versichert: „Unser Volk, unsere Gemeinden sollen gebildet, sollen aufgeklärt werden im wahren und vollen Sinne des Wortes. — Es soll ihnen Nichts vorenthalten werden, was dem Menschen und Christen zu wissen zusteht; sie sollen erfahren, wie es gegenwärtig um die Güter ihres Glaubens, um die Kirche, um deren inneres Leben, um unsere Hoffnung für die Zukunft stehe ꝛc." Schöne Worte allerdings und ein lockendes Aushängeschild! Es

soll Nichts vorenthalten werden, was dem Menschen und Christen zu wissen zusteht. So erzählt denn die Wochenschrift auf Seite 3 vom Jahre 1846 die Ausschließung des Prediger Rupp von Königsberg durch die Haupt-Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Berlin. Die Thatsache ist so weit richtig. Warum aber, wenn jene Ausschließung erzählt wird, wird nicht auch die Erhebung fast sämmtlicher Gustav-Adolphs-Vereine des protestantischen Deutschlands gegen dieselbe mitgetheilt? Steht das etwa dem Menschen und Christen zu wissen nicht zu? Warum erzählt die Wochenschrift, der Gustav-Adolphs-Verein habe damit das Zeugniß abgelegt, daß man sich auch zum (Symbol)-Glauben der evangelischen Kirche bekennen müsse, wenn man ein Glied derselbigen sein wolle. Wurde nicht auf jener Versammlung zu Berlin jede Herbeiziehung des Glaubens des Dr. Rupp ausdrücklich ferne gehalten, und derselbe einzig und allein deßhalb zurückgewiesen, weil er sich von der preußischen Landes- oder Consistorial-Kirche äußerlich losgesagt hatte. Warum erzählt die Wochenschrift die ganz falsche Thatsache, Rupp verwerfe die heilige Schrift, und tischt fortwährend die lächerlichsten Anekdötchen aus allen möglichen Zeitungen über denselben auf, ohne nur die Mühe sich zu geben, auch einmal die Vertheidung dieses Mannes selbst zu lesen, oder von Darstellungen, wie sie der würdige, glaubenstüchtige Eltester aus Potsdam in der Berliner „Monatsschrift für die unirte Kirche“ über denselben gegeben hat, Kenntniß zu nehmen? Und bezüglich der Gegner, welche die Ausschließung Rupp's getadelt haben (und es ist solcher Tadel von dem gesammten protestantischen Deutschland fast ausgesprochen worden), stellt die Wochenschrift die bescheidene Frage: „Läßt sich hier, wie in vielen Fällen, von den Gegnern Anders sagen, als sie wissen nicht, was sie thun?“ — Es ist wahrlich ein Glück, daß doch wenigstens die Partei der Symbol-Gläubigen noch weiß, was sie thut.

Doch lassen wir das Fernerliegende, und sehen wir, wie die Wochenschrift sich in den kirchlichen Erscheinungen unserer Pfalz benimmt. Ein großer Stein des Anstoßes ist ihr die Edenkobener Adresse. Von Seite 9 des Jahres 1846 bis in die neueste Zeit zeigt eine fortlaufende Kette von Anekdoten und Verdächtigungen den Aerger, welchen ihr diese Adresse erregt hat, und im sonderbarsten Widerspruche mit dieser gewaltigen Anstrengung, die

Adresse zu bekämpfen, steht die Behauptung in der Beilage zu Seite 13: „die ganze Sache sei fast nichtssagend und bedeutungslos.“ — An die Redaction der Wochenschrift muß vor allen Dingen die Frage gerichtet werden: warum sie diese Adresse als eine Beschwerdeschrift der Lichtfreunde characterisire? Wir sind zwar keine Feinde des Lichts, sehen aber auch nicht ein, was unsere Adresse, die weiter Nichts bezweckt, als die unverkümmerte Erhaltung unserer Vereinigungsurkunde, und die Zusammenberufung einer Generalsynode, damit diese und nicht einseitig ein unserer vereinigten Kirche nicht angehörendes Ober-Consistorium, über die Vorkommnisse der letzten Zeit ihr Urtheil abgebe; wir sehen nicht ein, sage ich, was unsere Adresse zu thun hat mit den theils zwar besonnenen, theils aber auch maßlosen Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde in andern Ländern, namentlich in Preußen. Die Wochenschrift hat sich gut vorgearbeitet; in den bisherigen Blättern hat sie die Lichtfreunde um allen Kredit bei ihren Lesern gebracht, was kann also wirksamer sein, als die Unterzeichner der Edenkobener Adresse gleichfalls Lichtfreunde zu nennen? Die Redensarten sind ja in unserer Zeit eine Macht geworden.

Die Adresse war gegen Beschlüsse des k. Ober-Consistoriums zu München gerichtet, in welchen die Unterzeichner einen Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte der vereinigten Kirche fanden. Es war zu erwarten, daß die Wochenschrift, die ja dasselbe bezweckt, was auch das kön. Ober-Consistorium will, nämlich die Geltendmachung aller Lehrbestimmungen der symbolischen Schriften, so weit sie übereinstimmen, daß auch die Wochenschrift aussprechen werde: „es liegt bis jetzt nicht Eine Thatsache vor, worin sie ihre Rechtfertigung findet;“ ja Seite 11 vom Jahre 1847 wird gar gesagt: „zur Begründung von Beschuldigungen gehören Thatsachen. Mögen darum doch einmal welche hervortreten und frei und offen beweisen, daß sie wegen ihrer denkgläubigen Richtung gedrückt und zurückgesetzt worden seien. So lange das nicht geschieht, sei es auch erlaubt, solche Beschuldigung für eine böswillige Erdichtung zu erklären.“ So wagt die Wochenschrift zu sprechen in dem Augenblicke, wo es sich nicht bloß um eine einfache Zurücksetzung, sondern um eine förmliche Absetzung handelt; in dem Augenblick, in welchem ein Mann, der in sittlicher Beziehung rein dasteht, der jeder Zeit die unzweideutigsten

Beweise eines wissenschaftlichen Ernstes, religiösen Sinnes und treuen Berufseifers gegeben, in welchem Pfarrer Frantz von Ingenheim durch das Ober-Consistorium mit der Absetzung bedroht ist, weil er über die Person Christi lehrt, wie unser eingeführter Katechismus, wie das apostolische Glaubensbekenntniß lehren, und der für seine Lehre die deutlichsten Aussprüche, wenn auch nicht aus den symbolischen Schriften, doch aus dem Munde des Erlösers selbst (ich erinnere nur an Joh. 17, 3), anführen kann. — Und ist unsere vereinigte Kirche, die nur die Bibel zur Lehrnorm will, und nicht die symbolischen Schriften, etwa nicht in ihrer Grundlage bedroht, wenn man gegen einen Pfarrer mit Suspension und Absetzung voranschreitet, weil er bloß an die heilige Schrift sich hält. — Freilich, wenn man die Wochenschrift hört, so handelt es sich [Seite 10] „um Nichts, als um das Vorbringen von Beschwerden und Beschuldigungen, die dazu dienen sollen, nach oben und nach unten Mißtrauen zu erregen und Zerwürfniß hervorzurufen.“ Wahrlich, wenn es sich um weiter Nichts handelte, so hätten die 23 Pfarrer, welche mit unterzeichneten, mindestens den Verstand verloren. Sie wissen, das kön. Ober-Consistorium hat in oberster, kirchlicher Instanz zu Pfarreien und Dekanaten vorzuschlagen; sie wissen, daß das Ober-Consistorium aus Menschen besteht, die naturgemäß für Geistliche günstiger gestimmt sein müssen, welche, wie die Mitarbeiter der Wochenschrift, die Ansichten des Ober-Consistoriums vertreten und seine einzelnen Mitglieder (vergleiche Seite 7, 15, 20, 56 zc. der Wochenschrift) mit Lobeserhebungen überschütten, als für Solche, welche gegen die Ansichten des kön. Ober-Consistoriums aufzutreten sich gedrungen fühlen; sie wissen, daß ein Dekanat sechshundert Gulden und eine Pfarrei von zwölfhundert Gulden mehr einträgt als eine von achthundert; sie wissen, daß unmöglich die Beförderungsaussichten glänzend sein können, wenn man für einen Mann sich erhebt, der bereits mit Absetzung bedroht ist. Und wenn sie das alles aus früheren Erfahrungen (wie z. B. aus der Zurücksetzung des ehemaligen Pfarrers und Schulinspectors German von Hinter-Weidenthal, dem als Senior im Jahre 1836 die Verwesung des Dekanates Pirmasens gebührt hätte) noch nicht hinlänglich gewußt hätten, die neueste Entschließung des kön. Ober-Consistoriums gegen den Pfarrer Schmitt von Mörzheim, dem, als einem

Mitunterzeichner der Edenkobener Adresse, die vom Consistorium ihm zugewiesene Verwesung des Dekanates Landau sogleich wieder abgenommen wurde, muß allen Zweifel niederschlagen. Warum opfern denn die Beschwerdeführer alle diese irdischen Vortheile? Bloß um Mißtrauen zu erregen und Zerwürfnisse hervorzurufen? Oder, wie Seite 11 behauptet wird, um Anarchie in der Kirche und die Zeit herbeizuführen, „wo Selbstsucht und Hochmuth ihren Sieg und ihren Triumph feiern können.“ Wären wir selbstsüchtig und hochmüthig, gewiß, auf dem entgegengesetzten Wege vermöchten wir eher zum Ziele zu gelangen. Aber, wo war denn die Anarchie, als noch keiner jener Mitarbeiter der Lippert'schen Wochenschrift in unserer Pfalz wirkte, als man vom Jahre 1818—1833 die Satzungen der vereinigten Kirche unangetastet ließ? Wo hat denn der Rationalismus, als er damals hatte, was er begehrte, in der Kirche so rein aufgearbeitet, daß von ihrem christlichen Gehalte so gut, wie gar Nichts mehr blieb? Gerade das Gegentheil ist wahr. Unter der Herrschaft der kirchlichen Bekenntnisse ist im vorigen Jahrhunderte das kirchliche Leben in Deutschland erschlafft und verknöchert; frei von ihrer Herrschaft hat es sich wieder erhoben, verinnerlicht und erweitert.

Aber die Lichtfreunde wissen gar nicht, um was es sich handelt; sie haben seit ihrer Confirmation nicht mehr in der Bibel gelesen. Sie haben [Seite 49] „in keiner Weise die nöthige Einsicht und hinreichenden Beruf, in Sachen der Religion ihre Stimmen abzugeben.“ Und doch „wollen sie überall mitsprechen; ja, sie wollen sogar entscheidende Stimme haben; sie wollen richten und schlichten in der Kirche und wollen Herren sein. Darum machen sie Adressen, Beschwerdeschriften, reizen die Gemeinden auf mit falschen Vorspiegelungen, lassen sich allenthalben in den Zeitungen vernehmen, unterstützen Jeden, der darauf ausgeht, die Kirche zu ruiniren, und werden nicht müde, immer wieder neue Lügen und Verleumdungen ausfindig zu machen, um ihre unhaltbare Sache damit zu stützen, weil ihnen keine bessern Mittel dazu zu Gebote stehen. Wer am wenigsten von der Sache versteht, macht jetzt in der Regel den größten Lärm“ *). In diesem

---

*) Seite 54 findet sich noch folgende erbauliche Stelle in Bezug auf die Lichtfreunde: Wie wenige haben in unsern Tagen die heilige Schrift

Tone gehts in dem bezeichneten Aufsatze fort. — Unter der Adresse von Edenkoben stehen, der durch das Kirchenregiment ernannten Kirchenvorsteher und Synodalmitglieder gar nicht zu gedenken, auch 23 Pfarrer; die werden doch ein Urtheil haben? Da kommen wir aber schön bei der Wochenschrift an. Es gibt Pfarrer, sagt sie Seite 51 mit bestimmter Beziehung auf Die, welche in Edenkoben unterschrieben haben, welche in einer fast gänzlich unkirchlichen und ungläubigen Zeit gebildet und erzogen sind, in den Kriegsjahren, zu den Zeiten der französischen Revolution, bei welcher man bekanntlich selbst den lieben Gott und Herrn im Himmel absetzen wollte, in den Zeiten völliger Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen. Sie sind daher ohne tiefer gehende theologische Bildung aufgewachsen, und haben in den niedern und höhern Schulen fast Nichts kennen gelernt, als die seichten Lehren einer einseitigen Verstandes-Aufklärung, aber wenig oder Nichts vom evangelisch-kirchlichen Glauben. — Sie kennen kaum die kirchliche Lehre, welche sie predigen sollen und sind selbst hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, während sie unaufhörlich von Fortschritt reden. Denn sie kennen die reiche, herrliche Entfaltung nicht, welche die christlichen Glaubenswahrheiten in neuerer Zeit auf dem Felde der Wissenschaft gefunden haben, noch die tiefgehenden Gründe, welche gegenwärtig für dieselben an das Licht gestellt werden. Wenn sie daher gegen die kirchliche Lehre auftreten, so ist dieses leicht erklärlich. In keiner Weise kann daher ihr Urtheil maßgebend sein."

---

nur gelesen, geschweige denn genauer sich mit ihr bekannt gemacht. Am wenigsten haben es aber die gethan, welche jetzt am lautesten ihre Stimmen gegen kirchlichen Glauben und kirchliches Bekenntniß erheben. Hätten sie es je gethan mit dem rechten Eifer, mit Liebe, mit Ausdauer und unter herzlichem Gebete: gewiß, sie würden anders reden und nimmer sich zu Werkzeugen des Unglaubens, zu Widersachern des Evangeliums, zu Gliedern einer Partei sich hergeben, welche im Grunde Nichts will, als den Glauben und die Gottesfurcht aus der Welt hinausschaffen, indem sie streitet wider die biblischen Lehren von dem Dreieinigen, von Christo, dem Gottmenschen und Heilande, von der Buße, von der Gnade, von der Seligkeit, von der Verdammniß" — Gegen die kirchliche Lehre von drei Personen in der Gottheit streiten allerdings die Lichtfreunde, so wie gegen die Lehre von der Gottheit Christi im höchsten Sinne des Worts. Wo aber ist in der Pfalz geschehen, was hier die Wochenschrift den Lichtfreunden vorwirft?

Da haben wir's; die Unterzeichner der Adresse sind zu den Zeiten der französischen Revolution erzogen, haben in den Schulen Nichts vom evangelisch-kirchlichen Glauben gehört, überhaupt Nichts gelernt. Daher ihr Auftreten in Edenkoben. Und mit solchem Gerede, das fast eben so viele Unrichtigkeiten als Worte enthält, will man die entgegenstehende Sache bekämpfen und die eigene halten? Wie jämmerlich muß doch die eigene Sache stehen, wenn man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt; wie bis zur Verachtung tief stellt Herr Lippert doch unsere Pfälzer, wenn er ihnen nicht einmal zutraut, daß sie das Lebensalter der Pfarrer beurtheilen können, welche in Edenkoben unterschrieben haben! — Wie die Geistlichen, so kommen auch die nicht-geistlichen Unterzeichner bei der Wochenschrift schlimm genug davon. Wie kann es auch anders sein? „Es ist ja keineswegs kirchliches Interesse, das die neuesten Kämpfe und Streitigkeiten auf kirchlichem Boden hervorgerufen hat, wie man Herrn Lippert und seine Partei keck und dreist genug glauben machen will, sondern vielmehr nur die Abneigung und Feindschaft gegen Alles, was kirchlich ist; — nur der Haß gegen die Kirche!" — [Seite 55.] So müssen denn auch unter jenen Unterzeichnern Leute gewesen sein, die [Seite 19 ff. vom Jahre 1847] „jedenfalls von der Verfassungs- und pfälzischen Vereinigungsurkunde eben so wenig auch nur die leiseste Ahnung haben, als — von jeder andern Urkunde der Welt." Die Wochenschrift weiß, „daß die Versammlung in Edenkoben Leute unter sich hatte, deren Glaube in so völliger, trauriger Gottesleugnung besteht, als sie nur je der gebildete Mund eines verwahrlosten Landmannes aussprechen mag." Gut, wenn die Wochenschrift das weiß, heraus damit! Nennt doch diese Gottesleugner! So lange ihr das nicht thut, welchen Namen verdient eine Bekämpfungsweise, die Leute als Gottesleugner, als Unchristen um einer Adresse willen brandmarkt, die auf die deutlichen Bestimmungen der Vereinigungsurkunde gestützt, nur die Bibel als Glaubens- und Lehrnorm will, und ausdrücklich erklärt: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Christus; die nicht für „die noch unentdeckte Religion," sondern für die Erhaltung des Bestehenden, das ihr genommen werden soll, an den Thron gebracht worden ist. — Auch daß sich unter den Unterzeichnern der Adresse so viele Mit-

glieder der Ständeversammlung und des Landraths, Bürgermeister und Gemeinderäthe, Mitglieder der Presbyterien und Synoden befanden, also jedenfalls Männer, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger und letztere ganz besonders in kirchlicher Beziehung besitzen, erregt den Neid und den Spott der Wochenschrift. Sie sah „äußerst einfache Bauersleute zu Oekonomen avancirt und Einzelne — ach! ohne allen Titel. Auf geziemend eröffneten Wunsch wäre sie, fährt sie fort, bereit, den fehlenden Titel zu ergänzen.“ Der Wunsch, ja die ernste Aufforderung dazu, sei ihr hiermit geziemend eröffnet. Wer angreifen will, habe auch den Muth zu offenem, unverblümtem Angriffe, und ziehe sich dann auch nicht, wie es die Wochenschrift dem Einsender in der Speyerer Zeitung gegenüber gethan hat, hinter zweideutige Redensarten, leere Entschuldigungen, als habe man die Persönlichkeit nicht eingemischt, und neue Verdächtigungen zurück. Die „hochbetitelte Versammlung“ hat sich „der einfachen Bauersleute, z. B. Schneider, Schuhmacher“ (sind denn das einfache Bauersleute?) nicht geschämt, und wenn „bei einzelnen Unterschriften die Titel weggelassen“ wurden: so geschah es deßhalb, weil die Namen gerade so gedruckt wurden, wie die Einzelnen unterzeichneten. Jeder ist also für seine Unterschrift verantwortlich. Die Versammlung zu Edenkoben hat Keinen avancirt, Keinen ausgeschlossen; und der zufällige Mangel an Schuhmachern, über welchen gespöttelt wird, kann ihr eben so wenig zum Vorwurfe gereichen, als der Partei der Wochenschrift der Umstand, daß sie sich häufig aus Schuhmachern recrutirt, zur unbedingten Auszeichnung.

Wie die Wochenschrift über den Grund der Beschwerde und über die Beschaffenheit der Unterzeichner nur Entstellungen und Lächerlichkeiten beibringt, so bemüht sie sich auch vergebens die Thatsache zu entkräften, daß Tausende aus allen Ständen jene Adresse noch später unterzeichneten, und damit die Billigung ihres Inhalts an den Tag legten. Um diese Thatsache zu entkräften, scheut sie sich selbst nicht, die gröbsten Anekdötchen zu fabriziren; ja sie behauptet (Beilage zu Nr. 13 vom 26. Dezember 1846) geradezu: „Die meisten Leute, die die Beschwerdeschrift unterschrieben haben, Städter und Landleute, kannten ihren Inhalt gar nicht, wußten gar nicht, was sie unterschrieben, und hatten gar keinen Begriff von der

Sache, um die es sich bei dem ganzen Vorgange eigentlich handelt. Auch selbst, wenn sie die Schrift durchgelesen, wußten sie es nicht." So tief stehen, so verwahrlost sind unsere Pfälzer doch wahrlich nicht, wie hier der nichtpfälzische Herausgeber der Wochenschrift seine Leute glauben machen will. "Viele, versichert die Wochenschrift weiter, wurden auf die hinterlistigste, lügenhafteste Weise zur Unterschrift beschwätzt. Man hat kein Mittel gescheut, um zum Ziele zu gelangen. Es sind uns aus glaubwürdigen Quellen die wunderlichsten Nachrichten zu Ohren gekommen über die mancherlei aufgebrachten Lügen und falschen Vorspiegelungen, durch welche man die armen Leute zu täuschen und für's Unterzeichnen zu gewinnen suchte." — Wer anklagt, muß beweisen. So beweiset denn! Nennt eure glaubwürdigen Quellen, damit auch wir ihnen Glauben schenken können! Nennt die Gemeinden, in welchen die Seite 58 von euch genannten Ungebührlichkeiten vorgefallen sind! Wenn man gesagt hat, man wolle uns um unsere Glaubens- und Gewissensfreiheit bringen; wenn man den Leuten die Meinung beigebracht hat, als sei die Vereinigung in Gefahr, als sollten sie lutherisch (oder richtiger "symbolisch") gemacht werden: so hat man recht gesagt; die Thatsachen, eure eigenen Aufsätze beweisen es. Aber wo hat man gesagt, die Adresse sei für die Deutsch-Katholiken? Wo, die Adresse sei vom kön. Landkommissariate oder gar vom kön. Ober-Consistorium gekommen? Wo, man wolle die pfälzischen Protestanten zur Messe führen? Wo, das kön. Ober-Consistorium wolle einen neuen Katechismus einführen, in welchem der alte protestantische Glaube nicht mehr stehe? Wo, die Adresse sei gegen die Eingriffe der katholischen Geistlichkeit in die gemischten Ehen gerichtet? Wo, der Glaube an Jesum Christum sollte genommen werden? — Nennt doch Orte und Namen. Ihr werdet Niemanden bereitwilliger finden, ihr Verwerfungsurtheil über solche "jesuitische Moral" auszusprechen, als uns. Ihr behauptet, aber beweis't Nichts! Und wenn "ein Pfarrer den versammelten Bürgern eine Rede über Gal. 5, 1 hielt, deren Hauptinhalt war: die jungen Geistlichen wollten die Vereinigung*) aufheben und die Leute lutherisch machen, und ihnen die Glaubens-

*) Nämlich die Vereinigung, wie sie bei uns gesetzlich vollzogen und durch die pfälzische Vereinigungsurkunde bestimmt ist.

und Gewissensfreiheit rauben. Dagegen sollten sie sich wehren, und das edelste Gut der vereinigten Kirche, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, durch ihre Unterschrift schützen helfen": hat er nicht die Wahrheit gesagt? — Und wenn der Bürgermeister von Otterberg (wie Seite 4 vom Jahre 1847 erzählt wird) die Beschwerdeschrift durch den Gemeindediener herumtragen ließ: was ist daran so Entsetzliches? Hat der Bürgermeister Jemanden zur Unterschrift gezwungen? Hat er im Namen des Gesetzes vielleicht dazu auffordern lassen? — Und wenn endlich (wie Seite 8 erzählt wird) einem Landmanne ein Paquet mit 25 Stück solcher gedruckten Adressen mit der Aufforderung zugesendet wurde: er möge Leute, die ihm tauglich schienen, zur Unterzeichnung veranlassen, und dieser Landmann die Sendung mit der Weisung zurückschickte: das wären Dinge, mit denen er Nichts zu schaffen haben wolle: fällt dadurch ein ungünstiges Licht auf die Unterzeichner oder auf den Verbreiter der Adresse? Ist der Landmann gezwungen worden? Hat man ihm Vorwürfe wegen seiner Weigerung gemacht? Gerade das Gegentheil. Die Wochenschrift selbst erzählt: "Der lichtfreundliche Mann **lobt** die Ueberzeugungstreue des gläubigen Landmannes." Was wollt ihr denn mehr? Müsset ihr nicht selbst Zeugniß ablegen für die von euch geschmähten Lichtfreunde, daß sie die Ueberzeugung ihrer Mitchristen achten und sie noch um ihrer Weigerung willen loben? Ihr wahrlich hättet in einem ähnlichen Falle gewiß nicht gelobt. — Die köstlichste Anekdote aber findet sich auf Seite 32 vom Jahre 1847. "Wer sollte es glauben?" fängt hier ein Bericht an. "Auch Juden haben die Edenkobener Beschwerdeschrift unterschrieben!" "Auf der gedruckten Liste der Unterschriften, welche in E. gesammelt wurden," fand der Schreiber dieses Berichtes "nicht weniger als sieben Juden unterschrieben." Und nun gehts an: "Es sollten uns nicht die Augen aufgehen über das Treiben der Lichtfreunde rc.?" Ja wahrlich, ein entsetzliches Licht geht jedem Unbefangenen auf über euer Treiben. Wer sind denn die sieben Juden, welche sich auf "der gedruckten Liste der Unterschriften" finden? Nennt sie doch! — Und ihr wollt noch Etwas sagen von "jesuitischer Moral;" ihr wollt euch beschweren über "eine lügenhafte und hinterlistige Handlungs-Weise" der Unterzeichner in Edenkoben?

Schon aus den bisherigen Proben des Lippert'schen, für die Oeffentlichkeit bestimmten, Blattes kann ein Schluß gezogen werden auf das, was erst in den Dörfern und Häusern und in den der Oeffentlichkeit entzogenen Unterredungen und Conventikeln von jener Partei geschehen sein mochte, um die Leute von dem Unterschreiben zurückzuhalten, oder die „Betrogenen, welche unterschrieben hatten, zu enttäuschen, daß sie ihre Unterschrift zurückbegehrten.“ Ich bin im Stande, auch über dieses nicht-öffentliche Verfahren meinen Lesern Einiges mitzutheilen.

In Kleinkarlbach hatte die Adresse viele Unterschriften erhalten. Der betreffende Pfarrer wirkte dagegen, was ihm an sich Niemand verübeln kann. Aber wie wirkte er dagegen? Er behauptete, Alle, die unterzeichnet hätten, seien von ihrem Glauben abgefallen; er werde daher weder ihre Kinder mehr taufen, noch sie selbst ferner zum heiligen Abendmahle gehen lassen. Er stellte sogar einen Krieg in Aussicht und gab besonders den Weibern zu bedenken, das alle Diejenigen, welche unterschrieben hätten, mitziehen müßten. Endlich hätten die Unterzeichner die Kosten der General-Synode zu tragen, welche sich auf etwa 40,000 Gulden belaufen würden. — So wurden hier „die Betrogenen enttäuscht,“ und Viele ließen nach solcher Enttäuschung ihre Unterschriften allerdings wieder ausstreichen.

In Meckenheim knüpfte der Pfarrer an den im Vorbereitungsgottesdienste gesprochenen Segen seine Warnungen gegen die Adresse, diese Ausgeburt des Geistes der Finsterniß, der unter dem Namen der Lichtfreunde umherschleiche, die Herzen frommer Christen zu betrügen. Diese Lichtfreunde, welchen die Beinamen Heuchler, Volksverführer, Gottesleugner gegeben wurden, wollten die armen Seelen um ihr ewiges Heil bringen und vernichten allen Christenglauben. Leugneten sie doch nicht allein die Gottheit Christi, sondern sie sagten sogar, er sei ein unehelich Kind. — Die Kirchenvorsteher wurden noch besonders zur Wegnahme der Adresse aufgefordert mit Berufung auf ein (nicht erschienenes) Rescript des kön. Consistoriums, welches dazu ermahne.

Nicht so arg, als hier von Geistlichen, wurde z. B. in Homburg von weltlichen Beamten gegen die Unterzeichnung der Adresse gewirkt. Sie wurde sogar anfänglich daselbst konfiscirt, dann zwar wieder zurückgegeben aber mit dem Bemerken, daß,

wenn weitere Unterschriften gesammelt würden, protokollarisch eingeschritten werde.

Solche Vorgänge, die sich schwerlich auf die bezeichneten Orte mögen beschränkt haben, werfen ein Licht auf die Art und Weise, in welcher die „Betrogenen enttäuscht“ und namentlich zur Zurücknahme ihrer Unterschriften bestimmt wurden. Vergessen sich aber Pfarrer so weit, daß sie ihren Gegnern sogar die Lästerung andichten, sie hielten Christum für ein uneheliches Kind: wie viel rücksichtsloser wird die getäuschte Menge gehandelt haben! An wie vielen Orten mag sich wiederholt haben, was dem Schreiber dieses in seiner Pfarrei begegnete, wo es sich namentlich einige „Glaubige“ aus Grünstadt angelegen sein lassen, ihm das Vertrauen seiner Gemeindeglieder, um seiner frühern Schrift über das gute Recht unserer Kirche und um seiner Betheiligung bei der Adresse willen, zu entziehen. Einer derselben, indem er Satz für Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses hersagte, bemerkte einigen Weisenheimern zu jedem Satze: Euer Pfarrer glaubt's nicht; der verleugnet ja Christum. Und als ihm Einer entgegnete, er besuche jetzt seit zwei Jahren meine Predigten und höre da immer und immer von Christus sprechen; war die Antwort: Das thut er nur so; wenn aber durchgesetzt ist, was sie wollen, werden sie schon anders auftreten. Aehnliches hat Pfarrer Hahn in Sausenheim sogar durch einen Amtsgenossen erfahren. Doch es war ja von jeher der Vorwurf des Unglaubens und der Gottesleugnung eine allezeit fertige Beschuldigung des frommen unverständigen Eifers um das Haus des Herrn, und auch hier erfüllt sich, was der Heiland, den sie als Gotteslästerer zum Tode führten, seinen Jüngern voraussagte: Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen: wie viel werden sie die Hausgenossen also schelten!

Verlassen wir das widerwärtige Gebiet persönlicher Beschuldigungen, auf welches die Gegner hindrängten! — Den neuesten Kampf der Symbol-Gläubigen gegen das gute Recht unserer Kirche haben wir betrachtet. Auf Behauptungen sind wir gestoßen, aber auf wenig Begründungen; Verdächtigungen sind uns in Menge begegnet, aber keine Widerlegungen, und Derjenige unter den Geg-

nern, der sich besonders auf Gründe eingelassen hat, hat sich in dem obersten Grundsatze zu uns bekannt, indem auch er die Forderung stellt, alle Geheimnisse der Offenbarung dürften nichts Unvernünftiges und Widervernünftiges enthalten; und die innere Nöthigung zum Glauben an das Evangelium gehe vom Gewissen aus. Die Symbol-Gläubigen bekämpfen wir nicht um ihres Glaubens willen, sondern lediglich wegen ihrer Unduldsamkeit. Auch ist Vieles, was uns mit ihnen verbindet, ungeachtet des Kampfes. Sie wollen die heilige Schrift; wir auch. Sie haben als den Kern derselben die Lehre ausgesprochen: „daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthuung, sondern daß wir vor Gott gerecht werden aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben;" auch wir haben uns schon öfter zu diesem Materialprinzip der protestantischen Kirche ausdrücklich bekannt. Warum übersieht man das Vereinigende und hält sich bloß an das Trennende? Warum vergrößert und entstellt man dieses Trennende? Es sind unter jener Partei ehrenwerthe Leute; aber auch die Ehrenwerthen leiden an der Krankheit einer alleinseligmachenden Lehre, und indem sie die Hauptsache des Christenthums, wie es in den Predigten der Apostel, besonders in der Apostelgeschichte, hervortritt, nämlich die Predigt von der Buße und der Vergebung der Sünden in dem Namen des Herrn Jesu, in ihrer Einfachheit zurückstellen, heben sie die Lehrbestimmungen der symbolischen Bücher in einer solchen Weise hervor, daß das Ansehen der Bibel darunter leidet und die protestantische Freiheit vernichtet wird. Unsere Kirche hat keine symbolischen Schriften als bindende Lehrnorm, und die Gegner bemühen sich vergeblich, diesen klaren Inhalt des dritten Paragraphs der Vereinigungsurkunde umzustoßen. Was aber in den symbolischen Schriften Wahres und Ewiges ist, auch wir sind bereit zu seiner Annahme: nur wollet uns nicht alle übereinstimmende Lehrbestimmungen derselben bloß um ihrer äußerlichen Uebereinstimmung willen aufdrängen; nur kämpft mit Gründen und nicht mit äußerer Autorität oder gar mit Verdächtigungen! Die Bibel ist uns, ehrlich und aufrichtig, Glaubensgrund und Lehrnorm; aber die Bibel darf nicht ausgelegt werden nach dem Maßstabe der symbolischen Bücher, sondern mit und nach der lebendigen christlichen Vernunft, der Gottes Werk als Vernunft sich be-

währen muß. Dieses Recht der christlichen Vernunft wollen und dürfen wir uns nicht verkümmern lassen, schon um der Bibel selbst willen, so wie im Interesse des Christenthums und der protestantischen Kirche; ja wir sind mit den Zugeständnissen des Herrn Dalläus zufrieden, wenn nur mit diesen Zugeständnissen Ernst gemacht wird und dieselben keine leeren Worte bleiben. — Es ist nun noch einmal klar und deutlich das Verhältniß von Vernunft und heiliger Schrift erörtert. Noch einmal haben wir uns über die wichtigsten Lehren des Evangeliums fest und bestimmt ausgesprochen. Seid ihr damit nicht einverstanden: gut, kämpft dagegen! Aber kämpft gegen das, was wir gesagt und aufgestellt haben, und zieht nicht Alles, was es in der Welt Unchristliches und Verkehrtes gibt, herbei, um uns zuzurechnen, was wir nicht minder verwerfen als ihr. Kämpft, wo es euch gut dünkt, mit aller Schärfe und Entschiedenheit, nur kämpft in der Wahrheit und in der Liebe! Der Macht der Gründe werde ich willig weichen; aber weder durch Drohungen der Staats- und Kirchengewalt, noch durch die Schmähungen und Anmaßungen einer leidenschaftlichen theologischen Partei, noch durch die Verketzerungen glaubensstolzer und demuthseitler Handwerker, Landleute und Weiber, die, weil sie ein Kapitel in der Schrift lesen, oder einen Spruch citiren können, oder einige Erbauungsbücher und Tractätchen besitzen, sich fertig glauben zur christlichen Weisheit, von meiner Ueberzeugnng und ihrer freimüthigen Darlegung mich abbringen lassen. Schließlich aber kann ich nicht umhin, die vereinigte Kirche der Pfalz noch auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, welche ihr von der Universität Erlangen droht, auf welcher die Sprecher jener verdammungssüchtigen Partei gebildet wurden, auf welcher alle Pfarrer unserer Kirche gebildet werden müssen. Einzelne Gnadenacte, welche spärlich genug die Erlaubniß zum Besuche einer andern Universität ertheilen, heben den Universitätszwang nicht auf; und wohin soll's führen, wenn die lutherische Facultät zu Erlangen das ausschließliche Recht behält, unsere Theologen mit einem Geist zu erfüllen, der sich auflehnt gegen die festesten Bestimmungen unserer Kirche? Hat doch selbst die Facultät in Erlangen ausdrücklich in neuester Zeit die Errichtung einer eigenen Professur für die vereinigte Kirche abgelehnt, weil sie eine lutherische sei. — Sie sei und bleibe eine lutherische! Wir aber sind eine vereinigte

Kirche und müssen darauf dringen, daß die Diener dieser Kirche im Geiste der vereinigten Kirche erzogen werden. Möge darum Jeder, der es mit seiner Kirche wohl meint, mit Ernst und Festigkeit thun, was seines Amtes und Berufes ist, damit dieser unnatürliche Zustand sich ändere. Unbeachtet darf und kann diese neueste Entschließung der Erlanger Facultät in unserer Kirche nicht bleiben.

Berichtigungen:

Seite	13,	Zeile 17 von oben,	lies:	auf —	statt:	gegen.
„	36,	„ 2 „ „	„	hat —	„	Hat.
„	44,	„ 7 von unten,	„	Gal. 4, 7	„	Gal. 4, 17.

Inhalt.

1. Das Wesen des Rationalismus . . . . Seite 4—19.
2. Die Lehre von Christi Person . . . . „ 19—48.
3. Die Lehre von der Versöhnung . . . . „ 49—59.
4. Schlußbemerkungen zu der Schrift des Herrn Dalläus „ 60—70.
5. Die Wochenschrift des Herrn Lippert . . . . . . „ 71—95.

Druck von Ch. Trautmann in Neustadt a/H.

Förster Buchh.

Förster Buchh.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hofer, ...

Der neueste Kampf der Symbol-Gläubigen gegen das gute Recht der vereinigten Kirche den Pfalz

Neustadt a. d. Hardt 1847

Polem. 1305 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10774257-1